

Mitteilungen
der Gesellschaft
für Buchforschung
in Österreich
2013-1

The logo for PRAESENS features the word "PRAESENS" in a serif font. A horizontal line is positioned above the letters "A", "E", and "S", extending from the left edge of the letter "A" to the right edge of the letter "S".

Herausgeber und Verleger

GESELLSCHAFT FÜR BUCHFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Der vorläufige Vereinssitz bzw. die Kontaktadresse ist:

A-1170 Wien. Kulmgasse 30/12

email: office@buchforschung.at

Homepage: www.buchforschung.at

Redaktion

Peter R. Frank und Murray G. Hall

(verantwortlich für den Inhalt)

unter Mitarbeit von Johannes Frimmel

Gedruckt mit

Förderung der MA 7 (Wissenschaftsförderung)

In Kommission bei Praesens Verlag, Wien

ISSN 1999-5660

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial. Seite 5

Ivan Parvev: Südosteuropa in den Zeitungen des Alten Reiches, 1688–1791. Ein Forschungsprojekt. Seite 7

Domagoj Akrap / Sabine Frank-Moser: Überblick zur Geschichte jüdischer Periodika in Österreich nach 1945. Seite 13

Emily Walton: Die Situation von Kleinverlagen in Österreich seit 1995. Seite 25

Veronika Pfolz: Musiktitel von Richard Teschner. Das Archiv der Universal-Edition als Quelle. Seite 31

Norbert Loidol: Provenienzforschung in Linz. Seite 39

Murray G. Hall: Der Volk und Reich Verlag (Berlin, Prag, Wien, Amsterdam). Seite 55

REZENSIONEN

Bestseller und Bestsellerforschung. (Murray G. Hall) 69 / *John A. Lane: The Diaspora of Armenian Printing 1512–2012.* (Barbara Denscher) 73 / *Klosterbibliotheken in der Frühen Neuzeit. Süddeutschland, Österreich, Schweiz.* (Helga Penz) 77 / *Das Ende der Bibliothek? Vom Wert des Analogon.* (Eva Hüttl-Hubert) 84 / *Exlibris. Die Welt in Kleinformat.* (Claudia Karolyi) 89 / *Buchraub in Salzburg. Bibliotheks- und NS-Provenienzforschung an der Universitätsbibliothek Salzburg.* (Christina Köstner-Pemsel) 96

NOTIZEN

Niederländisches Jahrbuch für Buchgeschichte 99 / Jahrbuch Book History 99 / Wienbibliothek erwirbt Buchhandelskataloge 99 / Geschichte der Antiquariatsbuchhandlungen 99 /

Deutsch als Fremdsprache 99 / Neues Institut für Buchwissenschaft
99 / Die digitale öffentliche Bibliothek Amerikas im Netz 100 /
Die Bibliothek Reichardsberg, später des österr. Ministers Potocki 100 /
Abgeschlossene Hochschulschriften 100 / Themen in Arbeit 100 /
Beiträger und Beiträgerinnen dieses Heftes 102

EDITORIAL

Liebe Mitglieder!

Wieder einmal haben wir eine breite Themenpalette anzubieten. Südosteuropa ist in der Medienforschung zur Frühen Neuzeit bislang eher ein Stiefkind gewesen, und im ersten Beitrag berichtet Ivan Parvev von einem Forschungsprojekt, das dieser Region in den Zeitungen des Alten Reiches (1688–1791) nachspürt. Wir haben in den vergangenen Heften öfter Beiträge über jüdische Buchhändler und Verleger gebracht, und im vorliegenden Heft präsentieren Domagoj Akrap und Sabine Frank-Moser einen Überblick über jüdische Periodika in Österreich nach 1945. In ihrem Artikel fasst Emily Walton die Ergebnisse ihrer Wiener Diplomarbeit über Kleinverlage in Österreich seit 1995 zusammen. Alles in allem bietet sich hier eine überaus bunte Verlagslandschaft. Anschließend widmet sich Veronika Pfolz dem Künstler Richard Teschner – bekannt u.a. für sein Marionettentheater – und zwar ganz konkret den Musiktiteln, die er für die Universal-Edition schuf. Dabei fördert sie spannendes Material zutage, das im Verlagsarchiv verwahrt wird. Die Provenienzforschung ist ein relativ junger „Zweig“ der Buchforschung, und wir haben in den vergangenen Jahren mehrfach über Projekte berichtet und Bücher rezensiert, die deren Ergebnisse präsentieren. In seinem Bericht stellt Norbert Loidol den ersten Abschnitt eines Projektes an der Oberösterreichischen Landesbibliothek in Linz vor. Zusammen mit Reinhard Lomberger hat er die Bestände der ehemaligen Studienbibliothek Linz systematisch durchforscht. Was sie dabei entdeckten und welche Restitutionsen erfolgten, kann man in diesem Heft nachlesen. Abschließend unternimmt Murray G. Hall den Versuch – im Rahmen einer Geschichte der deutschsprachigen Verlage in den böhmischen Ländern 1919–1945 – die Geschichte der Prager Dependence des Volk und Reich Verlags zu erhellen. Im Rezensionsteil bringen wir ausführliche und kompetente Besprechungen von einer Reihe von Neuerscheinungen. Unsere Notizen und unsere Hinweise auf abgeschlossene Hochschulschriften aus dem Bereich Buchwissenschaft runden das Heft ab. A propos „Buchwissenschaft“. Soeben ist Heft 20/2013 der holländischen Zeitschrift *Jaarboek voor Nederlandse boekgeschiedenis* erschienen. Schwerpunkt der Beiträge, alle in englischer Sprache, ist Buchforschung („the history of the book“) in zahlreichen Ländern – von Großbritannien, Neuseeland und Australien bis hin zu Deutschland, Österreich, Spanien, China, Dänemark, Norwegen u.a.

Peter R. Frank/Murray G. Hall

Ivan Parvev:
Südosteuropa in den Zeitungen des Alten Reiches,
1688–1791

Die Medienforschung über die Frühe Neuzeit hat sich bisher primär auf mittel- und westeuropäische Themenbereiche konzentriert, während Südosteuropa nur vereinzelt, wenn überhaupt, behandelt wird. Einer der Gründe dafür ist wohl mit der einfachen Tatsache verbunden, dass im Machtbereich der Osmanen auf dem Balkan periodische Schriften, also Zeitungen und Journale, erst im 19. Jahrhundert zu verorten sind. Zugleich aber scheint die unzureichende Sensibilität der Medienforscher für die europäischen Peripherien dazu geführt zu haben, dass das Thema „Südosteuropa“ auch im Zusammenhang mit den vorhandenen frühneuzeitlichen Periodika kaum behandelt worden ist. Diese Forschungslücke zu füllen, ist die Hauptaufgabe des Projektes, das nun vorgestellt wird.

1. Die Historikerzunft hat die Periodika des 18. Jahrhunderts erst relativ spät erforscht, was etwas verwunderlich ist, zumal die periodischen Schriften im deutschsprachigen Raum schon seit den 1920er Jahren größtenteils bibliographisch erfasst sind.¹ Allerdings scheint das Interesse der Forscher, zumindest was die Pressegeschichte des Alten Reiches angeht, eher auf die Aufklärung, auf die Mentalitäts- und Gender-Studien und weniger auf die politische Geschichte mit ihren innen- und außenpolitischen Dimensionen gerichtet zu sein.

Für die Geschichte Südosteuropas im 18. Jahrhundert waren die Periodika des Alten Reiches bis vor kurzem eine kaum erschlossene Quelle. In der Schriftenreihe des Leibnitz-Instituts für Europäische Geschichte erschien 2008 mein Buch, das den südosteuropäischen Inhalt der deutschsprachigen politischen Journale

1 Vgl. Joachim Kirchner: *Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens. Mit einer Gesamtbibliographie der deutschen Zeitschriften bis zum Jahre 1790*. Leipzig: Hiersemann, 1928.

auswertete.² Diese Studie war das Ergebnis der Forschungen, die ich im Zeitraum 1999–2006 in Mainz und an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel durchführen konnte. Das Projekt wurde primär vom Institut für Europäische Geschichte in Mainz gefördert, aber auch über ein Mellon-Kurzstipendium finanziert. Ich möchte die Gelegenheit ergreifen, um Professor Heinz Duchhardt, dem damaligen Direktor der historischen Abteilung des IEG in Mainz, ganz herzlich für die Unterstützung meines Projektvorhabens zu danken.

Als ich um die Jahrtausendwende mit der Inhaltsanalyse der historisch-politischen Journale des Alten Reiches begann, war mir bewusst, dass die Zeitschriften zwar ein wichtiger Teil der deutschsprachigen Periodika darstellen, aber eben nicht alle periodischen Schriften repräsentieren. Aus Zeitgründen und der fehlenden Möglichkeit, länger vor Ort forschen zu können, konnten die deutschsprachigen Zeitungen des 17.–18. Jahrhunderts in dieser Untersuchung nicht mit einbezogen werden. Insofern sollte die Auswertung der politischen Zeitschriften nur als ein erster Schritt bei der Erforschung der Südosteuropa-Thematik in den Periodika des Alten Reiches interpretiert werden. Am Balkan selbst entstanden Zeitungen erst im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

2. An der St. Kliment Ohridski Universität Sofia wurde 2009 mit Mitteln des Bulgarian Science Fund³ des bulgarischen Bildungsministeriums ein Center of Excellence in the Humanities „Alma Mater“ gegründet, das u.a. Forschungsstipendien für bulgarische und ausländische Geisteswissenschaftler finanziert. Ich habe mich mit einem Projekt beworben, das eine Art Fortsetzung meiner Journal-Forschungen war. Formuliert wurde es auf folgende Weise: „Südosteuropa in den deutschsprachigen Zeitungen, 1688–1791“ und durchgeführt sollte es primär am Institut für deutsche Presseforschung an der Uni Bremen werden. Professor Holger Böning, der Direktor des Instituts, erklärte sich im Vorfeld bereit, mich bei meiner Arbeit wissenschaftlich zu betreuen und zu beraten. Zu meiner großen Freude wurde das Forschungsvorhaben bewilligt, so dass ich im August 2010 nach Bremen fahren konnte.

In der Zeit meiner Forschungsarbeit am Institut für deutsche Presseforschung, die sich im Nachhinein als zu knapp bemessen erweisen sollte, habe ich ca. 60% der dort aufbewahrten Zeitungsbestände, die den Zeitraum 1688–

2 Ivan Parvev: *Land in Sicht. Südosteuropa in den deutschen politischen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts*. Mainz: Philipp von Zabern Verlag, 2008.

3 <http://www.bulfund.com/?lang=en> (29.5.2013)

1791 abdecken, durchsehen und zum größten Teil auch als PDF-Dateien kopieren können. Vor Ort konnte ich aus Zeitgründen jedoch kaum mehr als ein Zehntel dieser 60% auswerten. Der Grund ist einfach: es hat sich herausgestellt, dass für manche Jahrgänge sehr viele Zeitungen fast vollständig erhalten sind, was natürlich positiv ist, zugleich aber die Quantität der zu bearbeitenden Inhalte beträchtlich anwachsen ließ. Hinzu kommt der Umstand, dass der Umfang der politischen Nachrichten, die in den Zeitungen veröffentlicht werden, sich schrittweise vergrößert bzw. durch das anwachsende Informanten-Netzwerk angereichert wird. Das führte dazu, dass viele Verleger die Anzahl der Nummern ihrer Zeitungen erhöhen mussten, nicht zuletzt, um dem Bedürfnis des „geneigten Lesers“ informiert zu sein, gerecht zu werden.

Natürlich habe ich zuerst mit der Durchsicht und der Auswertung der wichtigsten und am meisten gelesenen Zeitungen des 18. Jahrhunderts begonnen – etwa dem *Hamburgischen Correspondenten*, dem *Wienerischen Diarium* etc.⁴ Ich habe mich zunächst auch auf bestimmte Jahre, bzw. Ereignisketten konzentriert, bei denen man davon ausgehen konnte, dass das Thema „Südosteuropa“ sehr deutlich zu erkennen sein würde – z.B. während der Türkenkriege der Habsburger oder während der russischen Kriegskampagnen gegen den Sultan, die Katherina die Große 1768–1774 und 1787–1791 führte. Trotz aller Bemühungen haben die vier Wochen Arbeit in Bremen nicht ausgereicht, um alle für das Projekt einschlägigen Quellen bearbeiten zu können. Rückblickend kann man sagen, dass ein dreimonatiger Forschungsaufenthalt wahrscheinlich die bessere Variante für das geplante Projekt gewesen wäre.

Leider hat sich für den Zeitraum September 2010 bis Mai 2013 keine weitere Möglichkeit ergeben, die übrigen noch nicht durchgesehenen Zeitungen bzw. Zeitungsjahrgänge auszuwerten. Insofern sollte das Forschungsprojekt nicht als abgeschlossen, sondern als noch laufend angesehen werden.

3. Für den Zeitraum 2010–2013 sind insgesamt zwei Beiträge erschienen, die sich mit dem Thema Südosteuropa in den Zeitungen des Alten Reiches befassen. Während des Kongresses der International Society for Eighteenth Century

4 Zu dieser Hamburger Zeitung vgl. Brigitte Tolkemitt: *Der Hamburgische Correspondent. Zur öffentlichen Verbreitung der Aufklärung in Hamburg*. Tübingen: Niemeyer, 1995. Zur bekannten *Wiener Zeitung* vgl. Nadja Traxler-Gerlich (Hrsg.): *300 Jahre Wiener Zeitung. 1703–2003. Eine Festschrift*. Mit einem Begleitteil zur Ausstellung „Zeiten auf Seiten“ in der Österreichischen Nationalbibliothek. Wien: Wiener Zeitung, 2003.

Studies (ISECS) in Graz im Juli 2011 habe ich dazu referiert, wie die Eroberung Belgrads 1717 und 1789 in den Medien des Alten Reiches dargestellt und reflektiert wurde. Dieser Beitrag wurde 201 im einem Sammelband veröffentlicht, der u.a. von Harald Heppner herausgegeben wurde.⁵ Im Sommer 2012 habe ich dann für eine zweibändige Veröffentlichung, die sich mit der Geschichte der Donaustadt Vidin beschäftigt, einen längeren Text auf Bulgarisch vorbereitet: „Von der Käys. Armee aus Bulgarien kommt ...“ Die habsburgische Festung Vidin in den Periodika des Alten Reiches, 1688–1690“. Die zweibändige Edition wird voraussichtlich im Herbst 2013 erscheinen.

Diese zwei Veröffentlichungen sind eigentlich Fallstudien, die durch die Auswertung der deutschsprachigen Zeitungen des 18. Jahrhunderts erst möglich wurden. Sie werden auch in der einen oder anderen Form in der größeren Studie, die das Forschungsprojekt abschließen soll, mit einbezogen werden.

Man kann aber jetzt schon festhalten, worin der Quellenwert der Zeitungen für die Erforschung des südosteuropäischen 18. Jahrhunderts besteht. Während bei vielen Untersuchungen über die deutsche oder österreichische Pressegeschichte der Frühen Neuzeit die Verleger, die Autoren, die Verlagsorte oder die Zensurbehörden von Interesse für die Historiker sein können, sieht es aus der Perspektive Südosteuropas anders aus. Für die Geschichte der Balkan-Region sind vor allem der Inhalt der Periodika, die darin enthaltenen Informationen zu bestimmten Ereignissen, Personen, Städten oder Ländern von großer Wichtigkeit.

Natürlich wäre es spannend zu erfahren, auf welche Wissensbasis sich ein Verleger stützt, wenn er in seinem Journal bzw. seiner Zeitschrift die Leser über die Albaner, Bulgaren, Griechen, Serben oder Türken informieren möchte. Ist es etwa ein einschlägiges Lexikon, die schon erschienenen Periodika, oder eher diese oder jene Geschichte des Osmanischen Reichs? Allerdings kann man sehr wohl darüber streiten, ob diese nach langen Recherchen gewonnenen Einsichten nicht eigentlich die Vergangenheit Mitteleuropas beschreiben und viel weniger die Geschichte des Balkans. Vielleicht sollte man hier anmerken, dass für die Erforschung der Geschichte der Aufklärung im Alten Reich

5 Vgl. Ivan Parvev: Joy and Glory. Die Eroberungen Belgrads 1717 und 1789 als Medienereignis im Alten Reich. In: Harald Heppner, Eva Posch (Eds.): *Encounters in Europe's Southeast. The Habsburg Empire and the Orthodox World in the Eighteenth and Nineteenth Centuries*. Bochum: Verlag Dr. Dieter Winkler, 2012, S. 93–107.

Untersuchungen zu Verlegern, Autoren und Druckorten nicht nur sehr spannend, sondern zweifelsohne auch notwendig sind.⁶

Im traditionellen Vokabular der Historikerzunft existiert ein Begriff, der zwar nicht immer mit positiven Konnotationen verbunden ist, aber dennoch sehr aussagekräftig ist, und das ist „Faktensteinbruch“. In der Regel versteht man darunter eine Monographie oder ein größeres Werk, das so überfüllt mit Fakten und aus den Archiven gewonnenen, detaillierten Erkenntnissen ist, dass man zwar leicht den Überblick verlieren kann, das Werk aber als Informationsdatenbank sehr nützlich ist.

Für die Erforschung der südosteuropäischen Geschichte des 18. Jahrhunderts sind die Zeitungen des Alten Reiches von unschätzbarem Wert, wenn es darum geht, etwa das Tagesgeschehen auf dem Balkan zu rekonstruieren. Wenn man übrigens die Zeitungen mit den Journalen des 18. Jahrhunderts unter diesem Gesichtspunkt vergleicht, wäre die „Ausbeute“ der Zeitschriften verhältnismäßig gering. Es kann ja auch nicht anders sein, sind doch die Verleger der Journale u.a. gezwungen, alle Nummern der Zeitungen, die in den verflossenen Monaten erschienen sind, durchzulesen, ihren Inhalt auszuwerten, nach Möglichkeit den Wahrheitsgehalt zu überprüfen, um dann diese „Nachrichten-Wolke“ in knapper Form und natürlich kommentierend wiederzugeben.

Die Verleger der Zeitungen mussten sich mit solchen Überlegungen natürlich nicht auseinandersetzen, vielmehr waren sie darauf angewiesen, schnell zu reagieren, wenn es galt, gerade erhaltene Nachrichten zu veröffentlichen – zumindest deshalb, weil sie ja sonst jemand anderer drucken würde. Man nahm dabei in Kauf, dass diese oder jene „Zeitung“ sich als falsch erweisen könnte, aber das war nicht weiter schlimm, weil man in der nächsten Nummer immer noch die richtige Nachricht veröffentlichen konnte. Wenn man bedenkt, dass die Zeitungen des 18. Jahrhunderts zwei bis dreimal in der Woche erschienen, die Sonderausgaben nicht mitgerechnet, hatten die Verleger genug Freiraum für das Veröffentlichen von Nachrichten. Dass die Zensurbehörden sowohl die Journale, als auch die Zeitungen des Alten Reiches kontrollierten, bedarf natürlich keines besonderen Hinweises.

6 Vgl. z.B. das vielbändige Werk, das von Holger Böning und Emmy Moepps seit 1996 herausgegeben wird: *Deutsche Presse. Biobibliographische Handbücher zur Geschichte der deutschsprachigen periodischen Presse von den Anfängen bis 1815*. Bd. 1: Hamburg. Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern und Druckern periodischer Schriften. Teil 1: Von den Anfängen bis 1765. Stuttgart–Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 1996.

Der hohe Quellenwert der Zeitungen des Alten Reiches für die Geschichte Südosteuropas im 18. Jahrhundert ist durch den Umstand zu erklären, dass insbesondere für den osmanischen Machtbereich lokale Quellen außerhalb des offiziellen Dokumentenverkehrs nur vereinzelt vorzufinden waren. Insofern sind die Nachrichten, die die Zeitungsverleger den Briefen ihrer Korrespondenten entnahmen, sei es aus dem habsburgischen Grenzgebiet, sei es aus dem Osmanischen Reich selbst, manchmal der einzige Beleg für ein Ereignis, für die Aktivität einer Person oder eben für Gerüchte, d.h. für die Probleme, über die die Menschen jener Epoche räsoniert haben. Es konnte zudem gut sein, dass die Zeitungen Nachrichten über den Balkan veröffentlichen konnten, die über das Informationsnetzwerk der habsburgischen Residenten in Konstantinopel der Wiener Hofburg entweder nicht zugänglich waren oder zumindest erst zu einem späteren Zeitpunkt. Die Zeitungen, wenn sie im 18. Jahrhundert über Südosteuropa berichteten, verwandelten sich also in eine Art „Written Oral History“ für die Ereignisse auf dem Balkan, waren doch die meisten Nachrichten das Ergebnis von persönlichen Eindrücken und Erfahrungen von anonymen Beobachtern, die sie in Briefform festhielten und den Verlegern weiterleiteten.

4. Die Auswertung der deutschsprachigen Periodika des 18. Jahrhunderts in Bezug auf die regionale Geschichte Südosteuropas hat ohne Zweifel etwas Spannendes an sich, was beim Betreten eines „historiographischen Neulandes“ für einen Historiker übrigens immer der Fall sein wird. Zugleich aber wird noch einmal ganz deutlich vor Augen geführt, wie eng die einzelnen „regionalen Historien“ im Rahmen der „gemeinsamen Europäischen Geschichte“ miteinander verbunden sind. Das gilt insbesondere für die Wechselbeziehung zwischen Mitteleuropa einerseits und dem Donau-Balkan-Raum andererseits, was in den Jahren 1688–1791 besonders deutlich zutage tritt. Die Habsburger Monarchie und das Alte Reich besaßen wohl mehr südosteuropäische Facetten, als man auf Anhieb hätte vermuten können – und sie sollten auch entsprechend gewürdigt und erforscht werden.⁷

(Associate Professor Dr. habil. Ivan Parvev, das Forschungsprojekt wird finanziert vom Center of Excellence in the Humanities „Alma Mater“ der St. Kliment Ohridski Universität Sofia)

7 Anmerkung der Redaktion: Verwiesen wird hier auf den umfassenden Forschungsbericht von Gertraud Marinelli-König: Buchgeschichte der Südslaven. Eine Einführung und ein Forschungsbericht. Weil wir uns nicht auskennen ... In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2006-1, S. 27–69.

Domagoj Akrap / Sabine Frank-Moser:^{*}
Überblick zur Geschichte jüdischer Periodika
in Österreich nach 1945

Angesichts der Situation, die im Jahr 1945 in Wien und Österreich herrschte und die für das europäische Judentum eine „Stunde null“ darstellte, ist es erstaunlich wie rasch es aller widrigen Umstände zum Trotz den wenigen Überlebenden und hier gestrandeten Juden gelungen ist ein neues Leben aufzubauen. Eine Tatsache mag dabei besonders überraschen und zwar die in den ersten Nachkriegsjahren einsetzende publizistische Aktivität. Über zwei Dutzend jüdischer Zeitschriften wurden in den Jahren 1946–1950 herausgegeben.¹ Eine Zahl die beachtlich ist, wenn die politische und wirtschaftliche Lage der erst kürzlich wiederbegründeten Gemeinde vor Augen geführt wird.

Zeitschriften in der Nachkriegszeit

Die erste jüdische Zeitung nach dem Krieg begann bereits im Jänner 1946 zu erscheinen. Es war dies *Der neue Weg. Ein jüdisches Organ*, die Zeitung enthielt unter anderem auch Mitteilungen der IKG und stellt eine essenzielle Quelle für das Verständnis der Verhältnisse in der unmittelbaren Nachkriegszeit dar.² Das Blatt übte von Anfang an starke Kritik an der neuen österreichischen Regierung, an ihrem Verhalten gegenüber Restitutionsansprüchen und dem oft halbherzigen Vorgehen gegen ehemalige Nationalsozialisten; es zeigte den nach wie vor starken Antisemitismus in der Bevölkerung auf, der mit dem Ende der Naziherrschaft

* Die Verfasser sind Mitarbeiter der Bibliothek des Jüdischen Museums in Wien.

1 Evelyn Adunka hat 76 jüdische Zeitschriften aufgelistet, die seit 1946 in Wien erschienen. 25 davon sind bereits bis zum Jahr 1950 erschienen. (Vgl. Evelyn Adunka: *Die vierte Gemeinde. Die Geschichte der Wiener Juden von 1945 bis heute*. Berlin–Wien: Philo-Verlag, 2000, S. 542f.)

2 „Der neue Weg. Ein jüdisches Organ“ wurde seit 1951 unter dem Titel „Neuer Weg“ weitergeführt.

nicht verschwunden war. Für den Inhalt verantwortlich war zunächst der KZ-Überlebende und damaliger Amtsdirektor der IKG, Bernhard Braver. Er gehörte der linksgerichteten zionistischen „Poale Zion“ an und arbeitete seit 1938 für das „Palästinaamt“. Nach der Befreiung aus Theresienstadt wandte er sich sofort dem Wiederaufbau zionistischer Organisationen, wie dem „Keren Hayessod“ und dem „Zionistischen Landesverband“ zu.³ Neben aktuellen Berichten und Kommentaren zur Situation im Nachkriegs-Wien, finden sich in den ersten Nummern der Zeitung auch Tagebücher mit Erfahrungen aus dem KZ, persönliche Erinnerungen, eine Suchecke nach Überlebenden und ein Jüdischer Kalender für die jeweils aktuellen Wochen. Artikel zur Aufklärungsarbeit über den Nationalsozialismus stehen in der Zeitung neben Berichten zur aktuellen Lage in Palästina. Die Zeitung selbst sieht sich als geistiges und überparteiliches Sprachrohr der gesamten „Judenschaft“ und ausschließlich für die jüdische Sache kämpfend.⁴

Bereits in der ersten Nummer vom 15. Jänner 1946 klagte der damalige Leiter der Israelitischen Kultusgemeinde, David Brill, über die Zustände in der jungen Republik, über das Ausbleiben der Hilfe und vor allem des Verständnisses für die jüdischen Überlebenden in Österreich. „Und der jüdische KZ.ler wird so behandelt, als wäre er ein kriminell Verfolgter. [...] Der Jude soll zusehen, wie der nazistische Räuber oder dessen Nachfolger sein, des Juden, Vermögen verschleppt, verschiebt, bis dann am 31. Dezember – dem letzten Termin der Anmeldung – nichts mehr vom jüdischen Vermögen vorhanden ist. Das ist der Zustand in der heutigen Republik. [...] So sehen wir: Hat der Nationalsozialismus die Juden ermordet, so läßt man sie heute nicht leben.“⁵ Ähnliche Einschätzungen werden auch im Bericht des „American Jewish Committee“ für das Jahr 1945/46 im *American Jewish Year Book* wiedergegeben, das sich bei seinen Ausführungen vor allem auf die damals einzige jüdische Zeitschrift in Österreich – *Der neue Weg* – als Quelle stützt. Dort wird bei der Darstellung der Lage in Österreich das Überdauern des nach wie vor starken antisemitischen Sentiments in der breiten Bevölkerung als größtes Problem hervorgehoben. „Dass Wien nach wie vor der Hort des gemeinsten Antisemitismus war und blieb. Man hält es nicht für gut, heute davon zu reden, aber man handelt danach. Der Antisemitismus schlum-

3 Vgl. Helga Embacher: *Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945*. Wien: Picus Verlag, 1995, S. 38; Adunka, S. 26.

4 *Der neue Weg* Nr. 5/6 und 9/10, 1946, jeweils S. 1.

5 *Der neue Weg*, Nr. 1/2, 1946, S. 3.

mert nicht einmal, er ist nur vorsichtiger geworden und treibt weiter giftige Zweige [...]“.⁶ Der Bericht im *American Jewish Year Book* kommt zum wenig rühmlichen Schluss: “Thus, of all the new regimes in the European countries the Austrian Government is the most anti-Semitic.”⁷ Dass in so einer Atmosphäre der Aufgabenbereich für eine jüdische Zeitung extrem vielseitig angelegt sein musste, versteht sich von selbst. Die jüdische Gemeinschaft in Österreich befand sich in einer „Zwitterstellung“; obwohl die diskriminierenden Gesetze und mörderische Verfolgung der Nazizeit abgeschafft wurden, war man noch nicht bei der vollkommenen Gleichberechtigung, die als Voraussetzung für eine allmählich einsetzende „Normalisierung“ notwendig gewesen wäre, angelangt. Es überrascht daher nicht, wenn *Der neue Weg* in seiner Ausgabe vom 1. September 1946 groß über die Auswanderungsmöglichkeiten nach Palästina, die USA, Südamerika und andere Länder berichtet. Die Juden in Österreich waren zu diesem Zeitpunkt, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, auf der Durchreise.

In den Folgejahren begannen weitere jüdische Zeitschriften zu erscheinen, die sich teilweise ähnlicher Themen annahmen, zum Teil aber auch in Opposition zum bis dato vorherrschenden *Neuen Weg* standen, der vor allem von Personen, die den Kommunisten nahestanden, geführt wurde.

Bereits im August 1947 konnte die *Stimme* als Zweiwochenschrift der „Allgemeinen Zionisten“ mit ihrem Erscheinen beginnen. Die Zeitung wurde als Nachfolgeblatt der *Stimme*, die von 1928 bis 1938 herauskam, wiedergegründet. Die Ausrichtung kann als überparteilich zionistisch betrachtet werden: „Wir allgemeinen Zionisten begünstigen keine politische Partei, wir bekämpfen auch keine, wir treiben unabhängige, zionistische, jüdische Volkspolitik, um die schon über 2000 Jahre dauernde Tragödie unseres Volkes zu beenden.“⁸ Neben den zionistischen Anliegen und dem Siedlungswerk in Palästina/Israel, sind auch die prekäre Situation der jüdischen DP's („displaced persons“), sowie der Kampf um die Wiedergutmachung wichtige Themen, denen sich die Zeitschrift widmete. Bei

6 *Der Neue Weg*, Nr. 7/8, 1946, S. 6.

7 Maurice J. Goldbloom: Review of the year 5706, IV. Western Europe, in: *The American Jewish Year Book 5707 – 1946–47*, vol. 48, S. 319.

8 Aus dem Geleit der Redaktion zur ersten Nummer, in: *Die Stimme*, Nr. 1, 12. August 1947, S. 1. Ursprünglich war die Zeitschrift als Wochenschrift konzipiert, konnte allerdings von Anfang an den wöchentlichen Erscheinungsrhythmus nicht halten und erschien zunächst zweiwöchentlich und später ab 1949 oft nur mehr monatlich oder zweimonatlich. *Die Stimme* ist auch online bei www.compactmemory.de vollständig zu finden.

den Wahlen für den Kultusvorstand 1948 warb die Stimme naturgemäß für die Liste „Jüdische Föderation“, einer überparteiischen Liste auf der diverse zionistische Vereine und Parteien kandidierten. „Wir wollen unter Ablehnung jeder Parteipolitik aller außerjüdischen und daher unjüdischen Einflüsse auf rein jüdische Angelegenheiten unsere Kultusgemeinde wieder dem nationalen und religiösen Leben der Wiener Judenschaft zurückerobern,“ heißt es im Wahlauftritt 1948.⁹ Im Laufe der 50er Jahre erschien die *Stimme* immer unregelmäßiger, bis sie schließlich im Herbst 1966 das Erscheinen gänzlich einstellte.

Die Zeitschrift *Weltenwende zu Vernunft und Menschlichkeit. Unabhängige demokratische Zeitschrift*, von Albert Welt und Bernhard Braver herausgegeben, widmete sich in ihrem kurzen Bestehen von Oktober 1948 bis April 1949 den Problemen der jüdischen Rückkehrer und DP's.¹⁰ Die Zeitschrift enthielt auch die Mitteilungen des Internationalen Komitees für jüdische KZler und Flüchtlinge.

1948 wurde die Zeitschrift *Neue Welt und Judenstaat* gegründet, die als Blatt der rechten Zionisten und „Revisionisten“ fungierte. In der ersten Nummer beschreibt sich die Zeitung mit folgenden Worten: „Neue Welt und Judenstaat“ bedeutet uns also Herkunft wie Ziel. Im Dienste an diesem Ziele sei unsere Halbmonatsschrift das erste weltweite deutschsprachige jüdische Organ der Nachkriegszeit, national in ihrer jüdischen Haltung, international in ihren Nachrichtenquellen und ihrem jüdischen wie nichtjüdischen Leserkreise, unabhängig, also jeder Kritik und jeder Meinung offen, und furchtlos, indem sie als treue Verwalterin des Erbes Jabotinskys die Wahrheit [...] verkünden will.“¹¹ Die Herausgeber sahen ihre Aufgabe weniger im Kampf gegen den Antisemitismus, denn dieser führe nur dazu, dass der Jude freiwillig „die Rolle des Lammes aus der Tierfabel über Wolf und Lamm“ einnehme und überdies sei der Kampf sinnlos, ja gar beschämend. Die Zeitung legte daher das Augenmerk verstärkt auf das Engagement für Israel, denn auch der Antisemitismus, als typische Erscheinung der jüdischen Diasporaexistenz, werde am wirksamsten durch die Auswanderung nach Israel bekämpft. So nahmen Berichte und Kommentare zu den Ereignissen in Israel weit mehr Raum ein, als jene aus Österreich, die regelmäßig auf der letzten Seite erschienen und

⁹ *Die Stimme*, Nr. 19, 3. April 1948, S. 1.

¹⁰ Zur Zeitung *Weltenwende* und zu Albert Welt s. Adunka, S. 69f.

¹¹ *Neue Welt und Judenstaat*, 1. Jahr, Nr. 1, Juli 1948, S. 3.

oft Glossencharakter hatten.¹² Der Inhalt der Zeitung wurde mit Beiträgen aus Religion, jüdischer Geschichte und Kultur abgerundet.

Im Folgejahr begann, allerdings nur für kurze Zeit, das Informationsblatt des Zentral-Palästinaamtes in Österreich *Unser Land* zu erscheinen. Das Informationsblatt wurde nach einigen Nummern bereits 1950 wieder eingestellt. Wie schon aus dem Titel hervorgeht, handelt es sich hierbei vor allem um eine wertvolle Informationsquelle für diejenigen Juden und Jüdinnen, die ihre Einwanderung nach Israel vorbereiten. „Wir wollen Ihnen [den an Einwanderung interessierten] helfen. Wir wollen versuchen, Ihnen Dinge von allgemeiner Wichtigkeit mitzuteilen. [...] Wir werden Ihnen die guten und die schlechten Seiten zeigen, das Licht und den Schatten.“¹³ Das Blatt liefert daher fast ausschließlich Informationen über die wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen in Israel und die Probleme und Herausforderungen vor denen Neueinwanderer stehen. Es informiert des Weiteren über Arbeitsmöglichkeiten, Wohnformen, Steuerpflicht und Zollgesetzze.

Auch die religiös ausgerichteten Gruppierungen der Gemeinde hatten seit 1949 mit der *Stimme Israels*, vom Bundesverband der „Agudas Israel“ herausgegeben, und der einige Jahre später erscheinenden *Tribüne*, die vom österreichischen Landesverband des Misrachi und Hapoel Hamisrachi herausgegeben wurde, eigene Informationsquellen. Die Stimme Israels sah sich als Sprachrohr jener Juden, die in der Tradition des Begründers der Neoorthodoxie, Samson Raphael Hirsch, stehen. Sie wollte die Verbindung der glaubenstreuen Juden in Österreich zum religiösen Judentum in Israel stärken.¹⁴

Eine weitere, bis heute existierende Publikation ist das 1952 von Leon Zelman ins Leben gerufene *Jüdische Echo*, die Zeitschrift der „Vereinigung Jüdischer Hochschüler Österreichs“. Leon Zelman war bis zu seinem Tod 2007 auch ihr langjähriger Chefredakteur, seine Nachfolge übernahm Marta S. Halpert. Der Zusatz zum Titel *Zeitschrift jüdischer Akademiker* soll den niveauvollen Anspruch

12 Eine der Ausnahmen bildet der Bericht über die Protestkundgebung gegen die Novellierung des 3. Rückstellungsgesetzes am Titelblatt vom September 1950 (4. Jahr, Nr. 51–52), die eine Rückstellung jüdischen Vermögens wesentlich erschwert hätte. Ab 1952 werden auch vermehrt Beiträge aus Österreich gebracht.

13 *Unser Land – Informationsblatt des Zentral-Palästinaamtes*, Jg. 1, 1949, 1/2, S. 1. Die letzte Nummer war Jg. 2, 1950, 2.

14 Die *Stimme Israels. Organ des Bundesverbandes der Agudas Israel und Poale Agudas Israel in Österreich* erschien von 1949 bis 1964. Zur *Stimme Israels* und den Aktivitäten der Aguda in Wien vgl. Adunka, S. 221–226, sowie Embacher, S. 236–240. Die *Tribüne. Organ des Misrachi und Hapoel Hamisrachi in Österreich* kam zwischen 1952 und 1960 in Wien heraus.

des zunächst monatlich erscheinenden Periodikums unterstreichen. Anfangs hatte das *Jüdische Echo* noch starken Zeitungscharakter – Artikel und Berichte zu aktuellen Ereignissen in Österreich und zur Lage in Israel waren vorherrschend, obwohl von Anfang an auch auf kulturelle Themen Wert gelegt wurde. Das Blatt, das sich prinzipiell parteiunabhängig sah, entwickelte sich im Laufe der 50er und 60er Jahre zu einem Forum für innerjüdische kritische Auseinandersetzungen und intellektuelle Diskussionen. Seit Anfang der 70er Jahre änderte sich die Gestaltung der Zeitung und kulturelle, gesellschaftliche, historische und philosophische Themen nahmen allmählich mehr Raum ein. Die nunmehr einmal jährlich erscheinende Zeitschrift, hat jedes Jahr einen anderen Themenschwerpunkt, sie versucht jüdische Kultur zu vermitteln und wendet sich dabei sowohl an Juden wie auch an Nichtjuden. (www.juedischesecho.at)

Der *Demokratische Bund* wurde 1951 als Zeitung des „Bundes Werktätiger Juden“ gegründet, musste aber kurz danach für einige Monate sein Erscheinen einstellen um 1953 wieder monatlich erscheinen zu können. Obwohl das Blatt eindeutig der Partei des „Bundes Werktätiger Juden“, die 1952 die Leitung der Kultusgemeinde übernahm, zugewiesen ist, heißt es zum Programm der Zeitung: „Wir werden vor allem über das jüdische Leben in Wien und Österreich berichten. Wir werden versuchen, einen Überblick über die wichtigsten Ereignisse in Israel und den großen jüdischen Zentren in der Welt zu bringen. Es ist selbstverständlich, dass wir die politische Entwicklung in Österreich wachsam verfolgen werden. Antisemitismus und Neofaschismus in allen ihren Erscheinungsformen werden von uns schärfstens bekämpft werden. [...] Der ‚Demokratische Bund‘ wird ein jüdisches und österreichisches, ein sozialistisches und kämpferisches Organ sein.“¹⁵

Bei der Tagung des Bundesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Linz am 12. April 1953 wurde die Gründung einer Pressestelle und die Herausgabe einer Pressekorrespondenz beschlossen – *Iskult-Presse-Nachrichten* (IPN) erschienen erstmals im Oktober 1953. Die Nachrichten sollen in der Regel zweimal im Monat erscheinen und eine wichtige Rolle im Kampf gegen den Antisemitismus spielen.¹⁶

15 *Demokratischer Bund*, Nr. 1, Jänner 1953, S. 1.

16 Vgl. *Die Tätigkeit der Israelitischen Kultusgemeinde Wien in den Jahren 1952 bis 1954*. Wien: Israelitische Kultusgemeinde, 1955, S. 19 und 28. Die *Iskult-Presse-Nachrichten* I.P.N. hatten nie einen Charakter einer Zeitschrift oder Zeitung, sondern waren stets als Pressemitteilungen der Israelitischen Kultusgemeinde konzipiert. Die letzte Ausgabe erschien am 10. Mai 1963.

Die Gemeinde

Seit Beginn 1958 erscheint durchgehend die Zeitschrift *Gemeinde*, die damit zur langlebigen jüdischen Publikation in Österreich geworden ist. Sie sieht sich nicht nur als Berichterstatter der Tätigkeit der Kultusgemeinde und als Informationsblatt ihrer Mitglieder, sondern sie will auch den Leser in die jüdische Welt und jüdisches Gedankengut einführen; sie will eine Brücke zum Staat Israel sein und gegen Neonazismus und Antisemitismus kämpfen. Es wird daher regelmäßig über das Leben von jüdischen Gemeinschaften weltweit und über Ereignisse in Israel berichtet, und es gibt eine Literaturrecke mit Buchrezensionen, in der Neuerscheinungen zum Thema Judentum besprochen werden. So konnte die Gemeindeleitung in ihrem Tätigkeitsbericht mit Stolz verkünden: „Die ‚Gemeinde‘ ist in ihrer Art etwas Einzigartiges. Die große, traditionsreiche Wiener Kultusgemeinde vor 1938, die mehr als 180.000 Mitglieder hatte, besaß kein eigenes Organ, keine eigene Zeitung.“¹⁷

Es gibt noch eine Vorgeschichte zur Gemeinde, die nicht unerwähnt bleiben soll. Bereits 1948 gab es Bemühungen von Seiten der neugewählten Gemeindeführung eine überparteiische Zeitung zu gründen um ein Zeichen des Neuanfangs gegenüber der bis dahin kommunistisch dominierten Gemeindeführung zu setzen. Im September 1948 war es dann schließlich soweit und die erste Nummer der *Gemeinde* mit dem Zusatz „Offizielles Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien“ ging in Druck. Der damalige Kultusgemeinde-Präsident David Schapira schreibt in seinem Geleitwort zur ersten Ausgabe: „Mit diesem gemeindeeigenen Organ tritt die Israelitische Kultusgemeinde Wien erstmalig seit ihrem Bestand auch publizistisch mit der jüdischen Gemeinde in engen Kontakt [...] So wird dieses Blatt zum wahren Sprachrohr der Gemeinde und ihrer Mitglieder und damit zu einem wertvollen Instrument einer demokratischen jüdischen Gemeindeverwaltung werden [...]“¹⁸ Die Zeitschrift hätte monatlich erscheinen sollen, musste aber nach etwas mehr als einem Jahr eingestellt werden. Auf Grund verschiedener interner Schwierigkeiten zu Beginn des Jahres 1950 – in der Zwischenzeit wurden vorgezogene Kultuswahlen abgehalten – konnte die *Gemeinde* nach insgesamt zwölf Ausgaben nicht weiter erscheinen. Für die damaligen Kultuswahlen bildeten die größten Parteien (*Einigkeit* – kommunistisch, *Bund Werktätiger Juden* – sozialistisch und *Jüdische Föderation* – zionistisch) eine Einheitsliste, nicht zuletzt auch um den neu erstarkten antisemiti-

17 *Die Tätigkeit der Israelitischen Kultusgemeinde Wien in den Jahren 1960 bis 1964*. Wien: Israelitische Kultusgemeinde [1964], S. 81.

18 *Gemeinde. Offizielles Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien*, Nr. 1, Sept. 1948, S. 1.

schen Tendenzen um die Kandidatur der VdU (Vorgänger der FPÖ) bei den gleichzeitig stattfindenden Nationalratswahlen effizienter entgegenzutreten. Die Einheitsliste, die so verschiedene Gruppierungen, wie Kommunisten, Sozialisten und Zionisten umfasste, konnte sich offensichtlich auf keine gemeinsame Linie des jungen Gemeindeblattes einigen.¹⁹ Erst acht Jahre danach, am 21. Februar 1958, mittlerweile unter neuer Gemeindeführung, erschien die Gemeinde erneut. Diesmal erfolgreich bis heute.

Mit Oktober 2007 (Nr. 606) wurde nach längerer Zeit eine Änderung in der Erscheinungsweise vorgenommen. Von da an erschien sie 14-tägig, abwechselnd mit dem Titelzusätzen *Insider* oder *Magazin*. Ab September 2010 (Nr. 676) gibt es dann nur noch *Die Gemeinde-Insider* (http://www.ikg-wien.at/?page_id=676), diese ist hauptsächlich für Kultusgemeindeglieder gedacht. Inhaltlich weicht sie von der früheren Gemeindezeitung insofern ab, als nur mehr Informationen zu gemeindeinternen Ereignissen veröffentlicht werden – beginnend bei den Veranstaltungsankündigungen zu jüdischen Themen diverser auch nichtjüdischer Einrichtungen über Geburts-, Hochzeits- und Sterbeanzeigen bis hin zu den Gebetszeiten im Stadttempel. Sie spiegelt also sämtliche Aktivitäten der Wiener jüdischen Gemeinde wider. Das *Gemeinde-Magazin*, die Berichte und Reportagen zu in- und ausländischen jüdischen Themen enthielt, wurde aufgelassen, denn seit Oktober 2011 gibt es eine neue Zeitschrift namens *Wina*, die ansatzweise die Themen des *Gemeinde-Magazins* übernimmt.

Zeitschriften ab den 1960er Jahren

Unter den Publikationen, die in den 60er Jahren herauskamen, können nachfolgende hervorgehoben werden. Der *Ausweg. Jüdische Zeitschrift für Aufklärung und Abwehr* erschien unregelmäßig mehrmals pro Jahr von 1962 bis 2001 und war die Zeitschrift des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes. Ihr langjähriger Herausgeber war Simon Wiesenthal. Darin wurde über Antisemitismus, die Situation der Juden in Österreich, die neuesten Entwicklungen bei Wiedergutmachungen und Entschädigungen berichtet, es wurde auf einschlägige Ausstellungen aufmerksam gemacht, so wie auch auf Neuerscheinungen am Buchmarkt.

19 Zu den Konflikten innerhalb der IKG in jenen Jahren s. Adunka, S. 84ff. sowie 138ff.

Die Österreichisch-Israelische Gesellschaft bringt seit 1968 die Zeitschrift *Schalom* heraus. Sie erscheint inzwischen sechsmal im Jahr und sieht sich als Informationsblatt ihrer Mitglieder über die Haltung der Gesellschaft zu aktuellen Fragen betreffend Israel und den Nahostkonflikt. Die Mitglieder der Gesellschaft stehen eindeutig zum Staat Israel, was auch den Beiträgen der Zeitschrift zu entnehmen ist. Sie ist gegen Rassismus und Antisemitismus und setzt sich für eine friedliche Existenz Israels mit seinen Nachbarn ein. Die Artikel in *Schalom* beruhen auf ausgewerteten Meldungen diverser israelischer Print- und Onlinemedien.²⁰ (www.oeig.at)

Die *Illustrierte Neue Welt* ging im Oktober 1969 aus der bereits erwähnten Vorgänger-Zeitschrift *Neue Welt* bzw. noch früher *Neue Welt und Judenstaat* hervor. Durch den Tod des bisherigen Herausgebers und Chefredakteurs der Neuen Welt, Georg Künstlinger, fanden die Mitarbeiter, dass „diese Neue Welt wie wir sie kannten, nicht mehr bestehen“ könne.²¹ Er hatte sie 21 Jahre lang stark geprägt. Ab Oktober 1969 bekam sie den Zusatz „Illustrierte“ und begann mit einer neuen Zählung, ohne auffallende äußere Veränderungen. Die „neue“ Zeitschrift orientiert sich an den Inhalten der alten, die sie beibehalten will und das im Großen und Ganzen heute noch tut, so enthält sie Informationen über die jüdischen Gemeinden in Österreich und Deutschland, Berichte über Ereignisse im Staat Israel und Beiträge über Antisemitismus, Zeitgeschichte, Kultur und Politik. Die *Illustrierte Neue Welt* versteht sich als unabhängige internationale Zeitschrift für völkerverbindende Toleranz und interkonfessionelle Verständigung.²² Sie erscheint heute viermal pro Jahr (www.neuewelt.at).

In den letzten beiden Jahrzehnten begann eine ganze Reihe jüdischer Zeitschriften zu erscheinen, viele davon sind Mitteilungsblätter jüdischer Vereine, Institutionen, Bildungseinrichtungen oder auch religiöser bzw. jüdischer politischer Parteien. Einige unter ihnen konnten über die Gemeindekreise auch internationale Aufmerksamkeit erlangen. So zum Beispiel die seit 1989 vierteljährlich erscheinende Zeitschrift *David*. Der Herausgeber und die Redakteure dieser unabhängigen, überparteilichen Jüdischen Kulturzeitschrift haben es sich zum Ziel gesetzt hauptsächlich über jüdische Kultur, Religion und Tradition in Österreich zu informieren. Eines der Hauptthemen der letzten Jahre sind die Synagogen-

20 Vgl. Impressum der Zeitschrift, *Schalom*, 45. Jg., 1/2013, S. 3.

21 Vgl. Hendrik G. van Dam in: *Neue Welt*, 21.1969, Aug. = Nr. 15/16, S. 1–2. Zu Georg Künstlinger vgl. Adunka, S. 98ff.

22 Vgl. www.neuewelt.at/impressum (Stand 5.6.2013).

bauten aus Österreich, die zum großen Teil nicht mehr vorhanden sind und über deren virtuelle Rekonstruktion die Zeitschrift berichtet. Unter anderem wird auch der jüdisch-christliche Dialog gepflegt und jungen Autoren die Chance zur Mitarbeit geboten (www.davidkultur.at).

In der seit April 2000 quartalsmäßig erscheinenden Zeitschrift *NU* setzt man sich mit diversen jüdischen Themen auseinander, gibt wichtige Informationen an die Gemeindemitglieder weiter und will Diskussionen anregen. Außerdem sollen auch kritische und andersdenkende Personen die Möglichkeit zur Artikulation haben um damit den innerjüdischen Diskurs zu stärken.²³ Die Zeitschrift hat ihren Sitz in Wien, das Redaktionsteam besteht aus Journalisten und Medienfachleuten aus dem In- und Ausland. Die Bandbreite der Beiträge reicht von Politik (sowohl Innen- wie auch Außenpolitik), Kultur über den Nahost-Konflikt bis zu diversen Serien, wie z.B. der über Jüdische Museen weltweit (www.nunu.at).

Das jüngste jüdische Periodikum ist das bereits kurz erwähnte *Wina. Das jüdische Stadtmagazin*, das erstmals im Oktober 2011 erschien. Es ist ein selbstständiges, neues Medienprodukt, das zwar im Eigentum der Israelitischen Kultusgemeinde Wien steht, aber inhaltlich völlig unabhängig ist und auch nicht als Informationsorgan der Kultusgemeinde fungiert, diese Aufgabe übernahm der Gemeinde-Insider. Es ist mitteleuropäisch, jüdisch und in Wien beheimatet, wendet sich aber an alle Leser im deutschsprachigen Raum, „die an modernem Judentum und jüdischer Kultur interessiert sind.“²⁴ Das Magazin tritt gegen Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit, für Toleranz, Menschenrechte, Demokratie und die Existenzberechtigung des Staates Israel ein. Das monatlich erscheinende Stadtmagazin ist nicht nur im Abonnement erhältlich, sondern auch in einigen Trafiken käuflich zu erwerben. (www.wina-magazin.at)

An dieser kurzen Überblicksdarstellung zu den jüdischen Periodika nach 1945 lässt sich gut der Lebenswille einer Gemeinde, die erst kürzlich der Vernichtung entronnen war, ablesen. Heute, fast 70 Jahre nach Erscheinen der ersten jüdischen Publikationen, kann diese Gemeinde auf eine reiche und bunte Zeitschriftenlandschaft blicken.

23 *NU – news über uns* Nr. 1, 2000, S. 2. Heute heißt die Zeitschrift *NU – jüdisches Magazin für Politik und Kultur*.

24 Editorial in: *Wina. Das jüdische Stadtmagazin*, 1/2011, S. 3.



Abb. 1: Erste Ausgabe der Zeitschrift „Die Gemeinde“

Emily Walton:
Die Situation von Kleinverlagen in Österreich
seit 1995

Kleinverlage machen einen großen Teil der österreichischen Verlagslandschaft aus. Die Kleinverleger sind es, die jene Werke publizieren, die für größere Verlage ein zu großes Risiko darstellen oder zu sehr als Nischenprodukt gelten. Zu nennen sind hier etwa die Genres der experimentellen Prosa oder auch der Lyrik. Zudem sind es die Kleinverlage, die jungen, unbekanntem Literaten die Chance geben, zu publizieren.¹ Kleinverleger produzieren und vertreiben kein ökonomisches Gut, sondern ein Kulturgut. Die Produktions- und Rahmenbedingungen in Kleinverlagen weichen von jenen in größeren Verlagen ab: Die Gründung eines Kleinverlags ist mit einem erheblichen personellen und finanziellen Aufwand verbunden und auch stark risikobehaftet.

Die Geschichte der Kleinverlage

Kleinverlage in Österreich haben ihre Wurzeln in den 70er-Jahren. Zu dieser Zeit konnte ein Literaturzeitschriftenboom verzeichnet werden. Die Literaturzeitschriften hatten damals die Rolle, die Kleinverleger heute haben: Sie gaben den jungen und unbekanntem Autoren die Möglichkeit zu publizieren. (Als Beispiele für Literaturzeitschriften aus dieser Phase sind etwa die Titel *Manuskripte*, *Frischfleisch und Löwenmaul* oder *Freibord* zu nennen.²) Viele der Kleinverlage gehen auf Literaturzeitschriften bzw. auf deren Redaktionsmitglieder zurück.

1 Vgl. Fritz Panzer, Elfriede Scheipl: *Buchverlage in Österreich. Marktteilnehmer, Buchproduktion, Umfeldbedingungen*. Wien: Buchkultur, 2001, S. 12.

2 Vgl. Murray G. Hall: Die österreichische Verlagslandschaft der 70er Jahre. In: Friedbert Aspetsberger / Hubert Lengauer (Hrsg.): *Zeit ohne Manifeste? Zur Literatur der siebziger Jahre in Österreich*. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1987, S. 66–78.

Später, Mitte der 80er-Jahre und Anfang der 90er-Jahre, konnte eine Gründungswelle an Kleinverlagen verzeichnet werden. Diese Entwicklung der österreichischen Kleinverlagslandschaft hat Alexandra Monz in ihrer Diplomarbeit *Eine Bestandsaufnahme zur Situation von Kleinverlagen 1975 – 1995*³ beleuchtet.

Neue Forschung zu Kleinverlagen

Meine wissenschaftliche Arbeit *Die Situation von Kleinverlagen in Österreich seit 1995. Erfolgsbeispiele, Sterbefälle, Eintagsfliegen* zur Erlangung des Master-Titels knüpft nun an oben genannte Schrift von Monz an. Sie untersucht die Kleinverlagslandschaft im Zeitraum von 1995–2012 und soll eine Bestandsaufnahme sein. Meine Motivation für dieses Thema rührt daher, dass die Wissenschaft meines Erachtens das Themenfeld der Kleinverlage noch nicht ausreichend abgedeckt hat. Die Quellenlage ist spärlich. Dies ist mitunter auch darauf zurückzuführen, dass die Buchforschung in Österreich „eine disziplinäre Randerscheinung in Literaturwissenschaft, Historiographie und Altphilologie“⁴ ist. Die Buchforschung hat zum Beispiel keine institutionelle Verankerung im heimischen Universitätswesen.

Interessant ist die Untersuchung des Zeitraums 1995–2012 da sich die Rahmenbedingungen stark gewandelt haben. Die Verlagsförderung etwa, die 1992 eingeführt wurde, ist tragend geworden und hat viele Gründungen beeinflusst. (Wenngleich diese nicht vollkommen frei von Kritik zu sehen ist: Manche Experten gehen davon aus, dass jene Verlage finanzielle Unterstützung bekommen, die ohnehin wirtschaftlich am besten dastehen.⁵) Zudem hat es technische Neuerungen gegeben, die sowohl Produktion als auch Vermarktung beeinflussen. Allen voran ist die Verbreitung des Internets zu nennen: Kleinverleger haben heute die Möglichkeit, sich und ihr Programm im Internet zu präsentieren. Aus den Recherchen ging hervor, dass Kleinverlage bis auf wenige Ausnahmen heute Homepages haben, viele verwenden den Online-Direktvertrieb.

3 Vgl. Alexandra Monz: *Eine Bestandsaufnahme zur Situation von Kleinverlagen 1975–1995*. Diplomarbeit Universität Wien 1996.

4 Doris Moser: Für immer jung – das Buch und die Buchforschung. Eine Einleitung. In: Moser / Russegger / Drumm (Hrsg.): *Neues vom Buch*. Innsbruck: Studienverlag, 2011, S. 14.

5 Vgl. Nils Jensen: Survival of the fittest. Zur Verlagsförderung in Österreich. In: Schnepf (2008), S. 27.

Zentrale Forschungsfrage meiner Arbeit war: Wie hat sich die österreichische Kleinverlagslandschaft seit 1995 entwickelt? Daraus leiteten sich weitere Fragen ab: Welche neuen Kleinverlage wurden gegründet? Und welche der neu gegründeten Verlage konnten sich über einen längeren Zeitraum behaupten? Die Untersuchung stützt sich dabei primär auf den Katalog *Die Literatur der österreichischen Kunst-, Kultur und Autorenverlage*. Dieser Katalog wird jährlich von der IG Autorinnen Autoren veröffentlicht, d.h. hier liegt ein vergleichbarer, jährlich publizierter Datensatz vor. Zusätzlich herangezogen wurden auch die Verlagsführer, die im Buchkultur-Verlag herausgegeben werden. Der aktuellste Titel stammt allerdings aus dem Jahr 2008. Auch Branchenmedien wie etwa *Anzeiger. Das Magazin für die österreichische Buchbranche* informieren über Neugründungen, die in einem Exkurs ergänzend zum Haupttext angeführt wurden.

Definition Kleinverlag

Eine Auswertung der Kataloge *Die Literatur* von 1995 bis 2012 hat ergeben, welche Verlage neu gegründet wurden. Diese Neugründungen wurden in der Folge dahingehend untersucht, ob sie als Kleinverlage zu werten sind. Die Definition wurde von existierenden Definitionen abgeleitet und an folgenden Kriterien festgemacht: Kleinverlage haben ein bis drei Verlagstreibende, wobei die Unterstützung durch mehrere unbezahlte Mitglieder möglich ist. Sie veröffentlichen maximal zehn Titel (0–10) in einem Jahr, zumeist in kleinen Auflagen. Das Publizieren im jährlichen Rhythmus ist dabei kein Kriterium. Trifft nur eines dieser Kriterien zu, so werden als Merkmale zusätzlich herangezogen: a) Die interne Struktur. Kleinverlage haben keine betriebliche Organisationsstruktur, die auch nur im weitesten mit einem Organigramm vergleichbar ist. b) Das Selbstbild. Der Verleger beschreibt sich selbst als Kleinverleger. Seine verlegerischen Entscheidungen werden primär von inhaltlichen, kulturellen und ideellen Kriterien gelenkt. Dies ist auch am Programm erkennbar. (Es werden etwa literarische Randbereiche wie experimentelle Prosa, Lyrik sowie Texte unbekannter Autoren veröffentlicht.)

An Hand dieser Definition konnte eine Vielzahl an Kleinverlagen identifiziert werden, die wie folgt kategorisiert wurden: 1) Kleinverlage, nach 2007 in *Die Literatur* gelistet, 2) Kleinverlage, die zuletzt 2007 oder zuvor in *Die Literatur*

gelistet waren und 3) Kleinverlage, die nur in einem Jahr in *Die Literatur* erschienen.

Ergebnisse: Kleinverlage heute

In der Folge wurden die Kleinverlage im Detail untersucht und in alphabetischer Reihenfolge beschrieben. Augenmerk wurde dabei auf Programmschwerpunkte und Distributionsweisen gelegt. Auch die Gründungsmotive der Kleinverleger wurden analysiert. Daraus wurde ersichtlich, dass Geld bzw. Gewinn nicht vordergründiges Ziel der Kleinverleger ist. Sie verfolgen zumeist ideologische Absichten, müssen sich dabei aber auch an die ökonomischen Rahmenbedingungen anpassen, um langfristig bestehen zu können. Der Schritt zur Kleinverlagsgründung wird nicht selten von einer Leidenschaft zu schönen Büchern gelenkt. Kleinverlegern geht es nach wie vor darum, Autoren und Büchern abseits des Mainstreams Chancen zu bieten. Aus den Recherchen ging zudem hervor, dass viele der Kleinverleger selbst schreiben – im eigenen Verlag oder auch in anderen Verlagen. Die Kleinverleger von heute setzen sich aber auch mit betriebswirtschaftlichen, grafischen und rechtlichen Grundlagen auseinander.

Beispiele für Neugründungen

Es konnte festgestellt werden, dass jene Kleinverlage, die über einen mehrjährigen Zeitraum bestehen, ein sehr klar definiertes Profil und eine dazu passende programmatische Ausrichtung haben. Die Untersuchung der Programmschwerpunkte ergab, dass der thematische Bezug zu Österreich – zur Gesellschaft und zu Lebens- und Denkweisen im Land – vielen Kleinverlegern wichtig ist: Die Kleinverlage sind es, die etwa die Mundartdichtung kultivieren oder Texte mit regionalen Schwerpunkten publizieren. Zu nennen ist etwa der Verlag Zoppelberg, gegründet 2006, der auf Naturparks ausgerichtet ist. Zudem konnte festgemacht werden, dass Kleinverlage sich stark um den internationalen Literaturaustausch bemühen. Als Beispiel kann der Stockmann Verlag, gegründet 2002, genannt werden, der sich auf Literatur aus Lateinamerika spezialisiert. Das Verlagshaus Peraprava, im selben Jahr gegründet, setzt sich für russische Literatur ein. Kleinverlage sind auch zur Plattform

für Autoren mit Migrationshintergrund geworden. Die Edition Exil und der Verlag EYE sind hier vordergründig zu nennen. Auch andere Nischenmärkte werden bedient: So richtet der Verlag Voodoo Press, 2009 gegründet, sein Programm an den Genres Horror, Fantasy und Science Fiction aus.

Im Rahmen meiner Arbeit wurden nicht nur Erfolgsbeispiele untersucht. Auch jene Verlage, die nach 1995 gegründet wurden, aber nicht langfristig fortbestehen konnten, sind in der Arbeit enthalten. Nicht immer sind ökonomische Gründe ausschlaggebend, die Verlagstätigkeit einzustellen. So publiziert die Edition Seraph, 1999 gegründet, heute nicht mehr, da sich der Mitbegründer Lars Tillmanns verstärkt seiner musikalischen Karriere widmen wollte. Kleinverleger zu sein muss keine Entscheidung auf Lebensdauer sein.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Kleinverlagslandschaft nach wie vor einer starken Fluktuation und erschwerten Bedingungen unterliegt. Dennoch wagen auch heute – die jüngsten Gründungen passierten zum Zeitpunkt der Fertigstellung meiner Arbeit – engagierte, literaturinteressierte Personen den Schritt zur Kleinverlagsgründung.

Veronika Pfolz:

Musiktitel von Richard Teschner.

Das Archiv der Universal-Edition als Quelle

Kunst, Buchforschung und Musik: Schnittpunkt dieser Interessensgebiete ist die Frage nach künstlerisch gestalteten Publikationen von Musikverlagen. Erstaunlicherweise ist dieses Thema kaum behandelt worden. In letzter Zeit wurde vor allem den Platten- und CD-Hüllen Aufmerksamkeit geschenkt. So hat das 1969 gegründete Münchner Label ECM (Edition of Contemporary Music) zwei Bände zu den Hüllen seiner Produktionen herausgegeben.¹ Weiters hat das Plattenlabel Kompakt, ein 1993 gegründetes Kölner Label mit Schwerpunkt elektronischer Musik, auf der Kunstmesse Art Cologne 2013 einen eigenen Stand, wo neben den regulären Veröffentlichungen auch „Sammlereditionen und Kunsttonträger“ angeboten werden.²

Häufig konzentriert sich das Interesse auf ein bestimmtes Motiv, das auf den Hüllen zu finden ist. Ein Beispiel sind Wolken, wie sie derzeit in einer Ausstellung, in der auch Plattenhüllen mit Variationen dieses Motivs gezeigt werden³ oder Frauendarstellungen auf Umschlagillustrationen der 1920er Jahre, denen eine kulturhistorische Betrachtung gewidmet ist.⁴

Ich danke der Universal-Edition für die Abbildungen und besonders Frau Katja Kaiser, Editorial Department / Historical Archive, für Auskunft und Hinweise.

- 1 ECM - edition of contemporary music. *Sleeves of desire - a cover story* (Konzeption: Manfred Eicher et al.), Baden: Müller, 1995, sowie Lars Müller (Hrsg.): *Der Wind, das Licht: ECM und das Bild*. Baden: Müller, 2010. Vgl. die Ausstellung ECM – Eine kulturelle Archäologie, Ausstellung München, Haus der Kunst 23.11.2012 – 10.02.2013.
- 2 Vgl. Dominikus Müller, Kito Nedo: Der DJ als Galerist. Das Plattenlabel Kompakt stellt auf der Art Cologne aus. Was will die Musik auf der Kunstmesse? In: *Die Zeit*, Nr. 16, 11. April 2013, S. 55.
- 3 Wolken – Die Welt des Flüchtligen. Ausstellung Museum Leopold Wien März – Juli 2013.
- 4 Vgl. Monika Portenlänger: *Kokettes Mädchen und mondäner Vamp: die Darstellung der Frau auf Umschlagillustrationen und in Schlagertexten der 1920er und frühen 30er Jahre*. Marburg: Jonas, 2006.

Doch Literatur zu diesem Thema gibt es sonst kaum.⁵ So möchte ich hier einen kleinen Anstoß geben und möchte – im Hinblick auf die Musiktitel – nicht nur auf ein Spezialthema der Buchkunst, sondern auf ein Archiv aufmerksam machen, in dem es noch einige Überraschungen zu entdecken geben könnte. Es handelt sich um die 1901 gegründete Universal-Edition, die sich unter der Direktion von Emil Hertzka ab 1908 zum Spezialverlag für zeitgenössische Musik entwickelte.⁶

Einer der Umschlaggestalter ist Richard Teschner, der heute vor allem für sein Marionettentheater „Figurenspiegel“ bekannt ist, doch unter anderem auch als Illustrator sehr beschäftigt war. Der erste bekannte von ihm gestaltete Notenumschlag ist für den sogenannten „Mondmarsch für ein Maskenfest“ in Leitmeritz 1901 entstanden.⁷ Teschner hat zumindest fünf weitere Notenumschläge gestaltet, alle ab 1919 für die Universal-Edition (UE) in Wien.⁸

Wie es überhaupt zur Vergabe von Aufträgen zur Gestaltung kam, ist nicht einfach/pauschal zu beantworten. Im Fall von Franz Schreker und Teschner sind jedoch Unterlagen erhalten, die gewisse Schlüsse erlauben. Schreker, der seine Libretti selbst verfasste, scheint auch großen Wert auf die künstlerische Ausgestaltung der Plakate sowie der Deckblätter seiner Klavierauszüge gelegt und dazu bekannte Künstler herangezogen zu haben (d.h., er selbst hat sie beauftragt), so auch Alfred Roller oder Emil Pirchan.⁹

Schon für Schrekers *Schatzgräber* war Teschner mit der Gestaltung betraut gewesen.¹⁰ Für die Gestaltung des Deckblattes für den Klavierauszug zu *Irrelohe*

5 Einen kleinen Einblick geben Albert Ernst (Hrsg.): *Schöne Musiktitel. Notendrucke im Zeitalter Haydns und Mozarts*. Münster: Aschendorff, 1992 (Kostbarkeiten aus westfälischen Archiven und Bibliotheken 2); Sonderausstellung zum 8 Internationalen Musik Festival Davos 23. Juli – 29 August 1993. Vom Jugendstil zum Art Déco. Künstlerisch gestaltete Musiktitel aus zehn europäischen Ländern. Eine Kulturveranstaltung des Kur- und Verkehrsvereins Davos. Ausstellungskonzeption und Exponate Dokumentationsbibliothek Walter Labhart.

6 Emil Hertzka, 3.8.1869, Budapest – 9.5.1932, Wien.

7 Reinhold Kühnel: *Mondmarsch für das Maskenfest der Ortsgruppe Leitmeritz des Bundes der Deutschen in Böhmen*. Leitmeritz: F. Seifert +Co., 1901.

8 Universal-Edition, Nr. 6136: Schreker, *Der Schatzgräber* (1919); Nr. 6225: Reznicek, *Blaubart, Klavierauszug* (1919); Nr. 6435: Julius Bittner, *Klavierauszug zu La tarantella de la mort* (1920); Nr. 6567: *Grotesken-Album* (Bartok, Grosz, Hába, Krenek, Petyrek, Rathaus, Réti, Wellesz (1921); Nr. 7212: Schreker, *Irrelohe* (1923)

9 Ernst Hilmar, unter Mitarbeit von Otto Brusatti (Hrsg.): *75 Jahre UE (1901–1976)*. Katalog zur Ausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek im Historischen Museum der Stadt Wien. Wien: UE, 1976, Nr. 28, S. 17f.

10 Universal-Edition, Nr. 6136: Schreker, *Der Schatzgräber* (1919); Uraufführung 21. Jänner 1920, Oper Frankfurt unter Ludwig Rottenberg. Vgl. <http://www.schreker.org/neu/biograph/chrono/chrono.html>, abgerufen 8. Juni 2013.

die Villa Brentano (Frauengasse 2) in Bad Ischl von Hermann Freiherr von Brentano, Gertrude Gräfin von Strachwitz und Marie Freiin von Hacke um 34.000 Gulden gekauft. 1885 erbten Ellen Henriette Freiin von Worms und ihre Kinder (Georg, Henrietta, Eveline, Gertrude, Henrietta, Laura, Julie Maria) die Bad Ischler Villa, die der Familie bis 1913 als Sommerdomizil diente. In diesem Jahr verkaufte Dr. Georg Landauer infolge von Verlusten bei Spekulationsgeschäften seine Wohnung im Wiener Palais Pollack-Parnau (Schwarzenbergplatz 5), kaufte seinen Geschwistern ihre Anteile an der Ischler Villa ab und machte diese zu seinem ständigen Wohnsitz. 1920 konvertierte der aus einer traditionsreichen großbürgerlich-adeligen jüdischen Familie stammende Landauer zum Katholizismus, ließ sich taufen, unterstützte fortan vaterländische Organisationen und machte die Bekanntschaft von Ernst Rüdiger von Starhemberg. Im Jahr 1938 wurde eine politische Anzeige gegen Dr. Georg Landauer eingebracht, die am 10. November 1938 zu seiner vorübergehenden Festnahme führte. Am 26. November 1938 gelang die Ausreise nach England, wo Dr. Georg Landauer am 15. Oktober 1943 im 81. Lebensjahr in Turnbridge Wells (in der Grafschaft Kent) im Exil starb. Der von der Bad Ischler NSDAP bestellte Beauftragte für die „Verwaltung jüdischer Besitze“, Ing. Wilhelm Haenel, wickelte gemeinsam mit dem Bad Ischler Rechtsanwalt Dr. Franz Konrad den Verkauf jüdischen Eigentums an den Gau Oberdonau ab. Dr. Georg Landauer musste für seine Villa einen Kaufpreis von 15.000 Reichsmark akzeptieren, obwohl diese nach den Angaben seiner Nichte Eleonore von Sterneck einen Wert von 50.000 bis 60.000 Reichsmark repräsentierte. Die Bezahlung durch den Gau Oberdonau erfolgte auf ein Sperrkonto der Sparkasse Bad Ischl. Da von diesem Betrag aber Abgaben wie die „Judenvermögensabgabe“ und die Reichsfluchtsteuer zu leisten waren, reichte der Betrag von 15.000 Reichsmark zur Deckung dieser Abgaben nicht aus und es blieb noch eine Restforderung von rund 2.800 Reichsmark offen. Mit dem Betrag von 15.000 Reichsmark erwarb der Gau Oberdonau nicht nur die Villa Landauer und die zugehörige Liegenschaft (Frauengasse 2) sowie auch alle „Einrichtungsgegenstände und Fahrnisse“.

Am 2. Februar 1948 stellte Dr. Georg Landauers Sohn und Erbe, Dr. Adolf Wolf Landauer (* 1900, † ?), beim Landesgericht Linz einen Antrag auf Rückstellung der Villa und ihres Inventars.

Zum Inventar zählte auch die Büchersammlung, die zwar im Vergleich zur Villa und der zugehörigen Liegenschaft und den Fahrnissen einen vergleichsweise geringen Stellenwert innerhalb des arisierten Vermögens von Herrn Dr. Georg Landauer

hatte, die aber mit ursprünglich offenbar circa 5.000 bis 6.000 Bänden hinsichtlich ihres Umfangs eine durchaus beachtliche Privatbibliothek darstellte. Aufgrund der Umstände der rücksichtslos betriebenen Arisierung der Landauerschen Vermögensmasse waren 1939 nur mehr 1.498 Bände vorhanden, von denen Wilhelm Haenel, der eine Schlüsselrolle bei der „Arisierung“ der Landauerschen Vermögensmasse spielte, ein Verzeichnis erstellte, das der nationalsozialistische Landesrat und Gaukämmerer Danzer am 30. November 1939 dem Direktor der Studienbibliothek Walter Luegmayer übergab. Luegmayer wählte bei einem Besuch in Bad Ischl Bücher für die Studienbibliothek aus, die in zehn Bücherkisten verpackt am 13. Dezember 1939 im Linzer Bibliotheksgebäude ankamen. Für die insgesamt 887 Bände bezahlte die Studienbibliothek einen Betrag von 250 Reichsmark an den Gau Oberdonau. Am 25. Juni 1941 erwarb die Studienbibliothek 97 weitere Bände um 150 Reichsmark, in der Zwischenzeit hatte Finanzlandesrat Franz Danzer persönlich drei ihm für einen Weiterverkauf nicht wertvoll genug erscheinende Bücher an die Studienbibliothek abgegeben.

Adolf Landauer beauftragte nach dem Ende der NS-Herrschaft von London aus einen Notar, mithilfe von Anwälten in Österreich die Restitution seines Vermögens zu betreiben. Landauers Rechtsanwalt Dr. Adolf Wirth wandte sich in einem Schreiben vom 25. November 1948 an die Studienbibliothek. Am 9. Dezember 1948 berichtete deren Direktor Vancsa, die Landauer-Bücher aus den Beständen der Bibliothek ausgeschieden und für die Rückgabe bereitgestellt zu haben. Da aber eine Anweisung der vorgesetzten Behörde, des Bundesministeriums für Unterricht in Wien, auf sich warten ließ, brachte Adolf Landauer am 29. Dezember 1948 beim Landesgericht Linz einen gegen die Republik Österreich bzw. den Österreichischen Bundesschatz, vertreten durch die Finanzprokurator, gerichteten Antrag auf Rückstellung von entzogenen Vermögen ein. Der Antrag lautete: „Die Republik Österreich bzw. der Österreichische Bundesschatz ist schuldig, an den Antragsteller, Herrn Dr. Adolf A. Landauer, die ihr im Sommer 1940 aus dem Besitze des Antragstellers zugekommenen 2 Kisten wertvolle Bücher, darunter eine vollständige Ausgabe der Werke Voltaires, Alfred de Mussets, Chamberlains usw. zurückzustellen und die Kosten des Rückstellungsverfahrens zu ersetzen, dies alles binnen 14 Tagen bei sonstiger Zwangsfolge.“ Der Wert der zur Rückgabe geforderten Bücher wurde von der klagenden Partei mit mindestens 6.000 Schilling beziffert. Am 20. Juli 1949 fand schließlich eine öffentliche mündliche Verhandlung vor der Rückstellungskommission des Landesgerichtes Linz statt. Am 18. Juni 1949 lud

Direktor Vancsa den Rechtsanwalt Adolf Wirth, als juristischen Vertreter Adolf Landauers, zur Besichtigung der Bestände in die Bibliothek ein. Am 30. Juni 1949 fällt die Rückstellungskommission beim Landesgericht Linz folgendes Urteil: „Die Antragsgegnerin Republik Österreich ist bei Zwangsfolge schuldig, dem Antragsteller Dr. Adolf Landauer zwei Kisten Bücher, sämtliche mit einem Lesezeichen, einen schwarzen Kater am Fensterbrett sitzend darstellend, versehen, binnen 14 Tagen zurückzustellen. [...] Das genaue Verzeichnis der Bücher erliegt im Akt unter Beilage A.“ Vier Jahre später, am 22. Juni 1953, richtete Adolf Landauer an das oberösterreichische Landeskonservatorat ein Ansuchen um die Genehmigung, 230 Bücher seiner bisher in der Studienbibliothek Linz gelagerten bibliophilen Sammlung zu dem Antiquariat Britschgi in Zürich transportieren zu dürfen. Auf eine Anfrage des Magistrats der Landeshauptstadt Linz, dem 1948 von der Studienbibliothek die Entziehung der „Bücherei des Dr. Georg Landauer, Bad Ischl“ gemeldet worden, war, antwortete deren Direktor am 14. November 1956: „Von der Privat-Bibliothek Dr. Landauer wurde nach persönlicher Vorsprache des Besitzers der Wertbestand im Einvernehmen mit dem Bundes-Denkmalamt 1952 [!] nach der Schweiz verkauft. Der Rest befindet sich in Kisten verpackt im Depot der Studienbibliothek.“ Die Gründe, warum die von Kurt Vancsa genannten, ausgeschiedenen und in Kisten verpackten Bücher nicht restituiert worden sind, konnten bisher noch nicht klar fassbar gemacht werden. Im Rahmen der laufenden systematischen Provenienzforschung wurde ein ganz besonderes Augenmerk auf die Bücher aus der Bibliothek des Georg Landauer gelegt, die in den meisten Fällen durch charakteristische Exlibris mit dem Sinnspruch „Ganz oder gar nicht – Ex libris Dr. Georg Landauer“ sowie Besitzerstempel bereits bei einer Autopsie auf Anhieb eindeutig zu identifizieren sind. Da noch nicht alle juristischen Erben nach Georg Landauer in Erfahrung gebracht werden konnten, laufen diesbezügliche Recherchen.

Weitere voraussichtliche Restitutionsfälle aufgrund von Arisierungen bzw. aufgrund von politischer Verfolgung sind im Rahmen der 2012 begonnenen Provenienzforschung bisher nicht signifikant zu Tage getreten. Eine Auswertung der NS-zeitlichen Zugänge, die von Vereinen, Kammern und kirchennahen Organisationen, Behörden, Gewerkschaften, Berufs- und parteinahen Organisationen, Volksbildungsvereinen, Militärvereinen, Schulen und Erziehungsanstalten und vor allem jüdischen Privatpersonen stammen, wird vorbereitet. Bei allen Verdachtsfällen wird eine Suche nach möglichen Rechtsnachfolgern mit auf-

wendigen externen Recherchen verbunden sein, deren Verlauf und Ergebnisse in den meisten Fällen vorweg nicht klar absehbar erscheinen.

Ein typisches Verständnisbeispiel für die angesprochene Ausgangslage ist der landesgeschichtlich und regionalhistorisch wohlbekannte Bestand der persönlichen Bibliothek des Landesschulinspektors und Weltpriesters Hofrat Monsignore Dr. Franz Berger (* 23. September 1874, Ried, † 6. 3. 1953, Linz). Obwohl es als bisher unwidersprochene Tatsache gilt, dass Monsignore Berger seine Bibliothek der Studienbibliothek geschenkt hat, trug die Durchsicht der während der NS-Zeit vergebenen Signaturen zu einer Sensibilisierung bei. Aufmerksamkeit erzeugte der Umstand, dass zu den ersten nach der nationalsozialistischen Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich im März 1938 einsignierten Büchern solche gehören, die durch ihr Exlibris als Bestandteil der „Berger-Bibliothek“ ausgewiesen sind. Berger war im Jahr 1938 64 Jahre alt und ist neunundsiebzigjährig erst fünfzehn Jahre später – und acht Jahre nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich, 1953 – verstorben. Obwohl es wenig wahrscheinlich ist, dass die Übergabe unter unmittelbar nachweisbarem Zwang geschah, da sonst Monsignore Berger wohl Anlass gehabt hätte, die Bücher nach dem Jahr 1945 zurückzufordern, ist eine Auseinandersetzung mit den Umständen, unter denen er seine gesamte Bibliothek der Studienbibliothek übergeben hat, von Interesse. Aus Akten im Diözesanarchiv Linz ergab sich, dass Berger Eigentümer eines Hauses in Linz-Urfahr (Hagenstraße 29) war, in welchem er während des Krieges mit päpstlicher Erlaubnis die Messe feiern durfte, weil ihm der Zugang zu seiner gewohnten öffentlichen Kapelle infolge einer nationalsozialistischen Beschlagnahme verwehrt war. Es wäre denkbar, dass Monsignore Franz Berger davon ausging, dass bei Übergabe seiner Bücher an die Studienbibliothek diese sicherer seien, als wenn sie unter seiner persönlichen Obhut wären. Dieser spezielle Fall zeigt, wie drückend die Zeitumstände für den Repräsentanten des NS-Regimes entweder verdächtige, missliebige oder – schlimmer – von diesen aus politischen, ideologischen und rassischen Gründen verfolgte Personen waren. Die Provenienzforschung an der Oberösterreichischen Landesbibliothek und die Beschäftigung mit den zugrunde liegenden Vorgängen und den biographischen Schicksalen der feststellbaren vormaligen Eigentümer von entzogenen Büchern wird mit Akribie und Präzision fortgesetzt werden.

Literatur:

Anderl, Gabriele (Hrsg.): ...wesentlich mehr Fälle als angenommen: 10 Jahre Kommission für Provenienzforschung. Wien [u.a.]: Böhlau, 2009.

Eichinger, Monika: *Die Studienbibliothek Linz in der NS-Zeit*. Diplomarbeit Universität Wien 2009.

Eichinger, Monika: Die Studienbibliothek Linz in der NS-Zeit. In: Ute Bergner und Erhard Göbel (Hrsg.): *The ne(x)t generation*. Graz–Feldkirch: Neugebauer, 2010, S. 260–265.

Eichinger, Monika: Geraubte Bücher in der Linzer Studienbibliothek. Zur Geschichte der Bibliothek in den Jahren 1938 bis 1945. Ein Zwischenbericht. In: Oberösterreichischen Landesbibliothek (Hrsg.): *Von der Schatzkammer des Wissens zum Lernort. 235 Jahre „Bibliotheca publica“, zehn Jahre Öö. Landesbibliothek*. Redaktion: Christian Enichlmayr, Rudolf Lindpointner. Linz: Öö. Landesbibliothek, 2009, S.102–111.

Renner, Gerhard † /Wendelin Schmidt-Dengler † /Christian Gastgeber (Hgg.): *Buch- und Provenienzforschung. Festschrift für Murray G. Hall zum 60. Geburtstag*. Wien: Praesens, 2009.

Quellen:

– Diözesanarchiv Linz:

Sem.-A/1, Schachtel 40, Faszikel X/10

CA/10, Schachtel 87, Faszikel III

CA/11, Schachtel 84, Faszikel III

Pers.-A/2, Schachtel 75, Faszikel S/57 (Schiffmann)

Personenakt Monsignore Dr. Franz Berger

– Studienbibliothek Linz: Hausakten

– Oberösterreichisches Landesarchiv

Vereinskataster

Finanzlandesdirektion, Beschlagnahmte Vermögen, Schachtel 25 (MF 13)

Landesregierung 1945 ff, Finanzabteilung, Rk (FiRk), Schachtel 5

Landesgericht Linz, Rk 866/1948 (Schachtel 641)

Murray G. Hall:
Der Volk und Reich Verlag
(Berlin, Prag, Wien, Amsterdam)¹

Der Volk und Reich Verlag wird zwar immer wieder in einzelnen wissenschaftlichen Publikationen – vor allem in Zusammenhang mit NS-Institutionen – erwähnt², doch steht eine umfassende Darstellung dieses Verlags und seines Programms noch aus. Über die Vielzahl der Publikationen (die auf über 500 geschätzt werden³) sowie die außenpolitische Ausrichtung der Zeitschrift *Volk und Reich. Politische Monatshefte* (Herausgeber und Hauptschriftleiter Friedrich Heiß; Mitglied der Schriftleitung: Waldemar Wucher) informiert – zumindest für die Zeit bis 1935 – die Schrift: *Um Volk und Reich. Zehn Jahre Arbeit des Volk und Reich Verlages*. Berlin: Volk und Reich Verlag, 1935. Die jüngste, gründlichste und

- 1 Dieser Beitrag ist Teil eines laufenden Projektes über die Geschichte der deutschsprachigen Verlage in den böhmischen Ländern 1919–1945. Die Einträge über einzelne Verlage sowie publizistische Arbeiten über das Verlagswesen in diesem geographischen Raum werden in Form eines erweiterbaren Lexikons online verfügbar sein. Verwiesen wird hier auf einige Vorarbeiten des Verf.: Prag und die Regionen? Überlegungen zu einer Geschichte der deutschsprachigen literarischen Verlage in den böhmischen Ländern 1919–1945. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 19 (2010), S. 275–334; Zur Geschichte der Buchgemeinschaften in den böhmischen Ländern. Eine tabula rasa. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2010-2, S. 7–38 sowie „Verlagslandschaften 1919–1945“. In: Peter Becher, Jozo Džambo, Anna Knechtel (Hrsg.): *Prag – Provinz. Wechselwirkungen und Gegensätze in der deutschsprachigen Regionalliteratur Böhmens, Mährens und Sudetenschlesiens*. Wiesbaden–Wien: Arco Verlag. (Arco Wissenschaft 27). (Erscheint 2013)
- 2 Volker Zimmermann: *Die Sudetendeutschen im NS-Staat: Politik und Stimmung der Bevölkerung im Reichsgau Sudetenland (1938–1945)*. Essen: Klartext, 1999; Ingo Haar (Hrsg.): *Handbuch der völkischen Wissenschaften. Personen, Institutionen, Forschungsprogramme, Stiftungen*. München: Saur, 2008. Carl Freytag: *Deutschlands „Drang nach Südosten“. Der Mitteleuropäische Wirtschaftstag und der »Ergänzungsraum Südosteuropa« 1931–1945*. Wien: Vienna University Press bei V&R unipress, 2012. (Zeitgeschichte im Kontext 007)
- 3 Roland Jaeger: Bücher zum Zeitgeschehen. Der Volk und Reich Verlag, Berlin: In: Manfred Heiting, Roland Jaeger (Hrsg.): *Autopsie. Deutschsprachige Fotobücher 1918 bis 1945*. Band 1. Göttingen: Steidl, 2012, S. 440–455; hier S. 440.

ausführlichste Darstellung der Geschichte stammt von Roland Jaeger⁴. Der Verlag ist in unserem Rahmen aus zwei Gründen interessant: zum einem, weil er im Protektorat Böhmen und Mähren eine Niederlassung gründete und zum anderen, weil er sein Programm besonders auf schöngestigem Gebiet dem neuen Standort anpasste.

Standorte:

Berlin

Der Zeitschriften- und Buchverlag „Volk und Reich“ Verlag G.m.b.H., Berlin, wurde am 1. April 1925 gegründet. Geschäftsführer war Friedrich Heiß.

Wien

Obwohl in den Verlagswerken der 1940er Jahre auch „Wien“ (neben Berlin, Amsterdam und Prag) im Impressum aufscheint, ließ sich eine Adresse für eine Wiener Niederlassung (die auch nicht im *Adressbuch* aufscheint) bislang nicht eruieren. Wer in Wien den Verlag vertrat bzw. welche Aktivitäten die örtliche Niederlassung tätigte, ist ebenfalls nicht bekannt.

Amsterdam

Dass die Niederlande nach der deutschen Besetzung im Mai 1940 für zahlreiche deutsche Verlage (und Druckereien), darunter Volk und Reich, verlockend wurden, lag an den freien Druckkapazitäten, den freien Arbeitskräften, am Papier sowie an der vom Propagandaministerium in Berlin ab 1941 forcierte „Auftragsverlagerung“. Dadurch sollten die Kapazitäten in den besetzten Ländern ausgenutzt werden.⁵ Führend war in diesem Fall Bertelsmann.

⁴ Ebenda.

⁵ Dazu Hans-Eugen Bühler in Verbindung mit Edelgard Bühler: *Der Frontbuchhandel 1939–1945. Organisationen, Kompetenzen, Verlage, Bücher*. Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung, 2002 (Archiv für Geschichte des Buchwesens: Studien Band 3), S. 57–61.

Die Dependance von Volk und Reich in Amsterdam war „in der Paleisstraat hinter dem königlichen Palast auf dem Dam“.⁶ Die genaue Adresse lautete Paleisstraat 14. Anfang 1943 erschien dort erstmals die populärwissenschaftliche Zeitschrift *Westland. Blätter für Landschaft, Geschichte und Kultur an Rhein, Mosel, Maas und Schelde*. Herausgeber (bis Ende 1944) war Arthur Seyss-Inquart, früher Rechtsanwalt in Wien, Minister im Kabinett des österreichischen Kanzlers Kurt Schuschnigg, am 11. März 1938 kurzzeitiger österreichischer Bundeskanzler, dann Reichsstatthalter von Wien, dann gefürchteter Reichskommissar für die Niederlande und schließlich Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg. Zum weiteren Programm heißt es bei Zondergeld: „Der *Volk und Reich Verlag* hatte schon viele Bücher auf dem Gebiet der Westforschung herausgebracht, darunter eine zehnteilige Reihe über die sogenannte Wirtschaftsgeographie des deutschen Westens unter der Redaktion von Walter Geisler und Georg Scherdin. In Amsterdam war bei Volk und Reich ein Sammelband von Friedrich Heiss, Günter Lohse und Waldemar Wucher über Deutschland und der Westraum erschienen.“ (ebda.)⁷

Prag

Dafür, dass ein Verlag wie der in Berlin ansässige Volk und Reich Verlag eine Niederlassung bzw. eine Dependance als gleichlautende GmbH am 1. April 1940 in Prag XII, Schwerinstraße 3, (Inhaber: Friedrich Heiß) gründete, gibt es einige mögliche Erklärungen. Der Buchhistoriker Zdeněk Šimeček ortet ein Streben nach einer kulturellen Hegemonie des Nationalsozialismus unter sukzessiver Ausschaltung tschechischer Einflüsse: „Die zahlenmäßig geringe deutsche Minderheit [...] tat sich mit Unterstützung von Reichsstellen in einer Verlagstätigkeit hervor, die der Nazi-Ideologie und den Interessen des Großdeutschen Reiches untergeordnet war. Unter den herrschenden Umständen handelt es sich nicht um eine nationale Schutz- oder Bildungstätigkeit, sondern um eine Verwirklichung alter Vorstellung von der kultu-

6 Gjalrt R. Zondergeld: „Nach Westen wollen wir fahren“. Die Zeitschrift ‚Westland‘ als Treffpunkt der ‚Westraumforscher‘. In: Burkhard Dietz, Helmut Gabel, Ulrich Tiedau (Hrsg.): *Griff nach dem Westen. Die „Westforschung“ der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919 – 1960)*. Teilband II. Münster [u.a.]: Waxmann, 2003, S. 655–671; hier S. 655.

7 Die erste Ausgabe war 1941 in Berlin, die zweite 1943 in Amsterdam erschienen.

rellen Überlegenheit der Deutschen.“⁸ Obwohl die deutsche Minderheit im Protektorat kaum mehr als 3,5% der Bevölkerung ausmachte, sollte Prag ein *deutscher* Verlagsort sein. Šimeček nennt auch in diesem Zusammenhang namentlich Volk und Reich, meint aber gleichzeitig, dass „Versuche durch die Einfuhr von Literatur aus dem Reich Abhilfe zu schaffen und die deutsche Tagespresse zu verbreiten [...] auf das Desinteresse der tschechischen Gesellschaft“ stießen. (ebda.) Roland Jaeger nennt weitere plausible Gründe – einen in der Person bzw. persönlichen Motivation von Friedrich Heiß (1897–1970), Herausgeber (seit 1925) der Zeitschrift *Volk und Reich* und Inhaber der Prager Niederlassung. Jaeger zitiert aus dem vielsagenden Lebenslauf von Heiß: „Von 1936 an planmäßige politische Propagandaarbeit gegen die Tschecho-Slowakei vor allem durch die Zeitschrift *Volk und Reich*.“ (S. 452) Diese seine Einstellung fand in zahlreichen Verlagspublikationen ihren Niederschlag. Jaeger weiter: „Mit der Annexion des Sudetenlandes und später der Besetzung des restlichen tschechischen Gebietes und dessen Umwandlung in das Reichsprotektorat Böhmen und Mähren ergaben sich Möglichkeiten der Expansion unter dem Staatssekretär Karl Hermann Frank (1898–1946), der selbst Buchhändler und Verleger in Karlsbad gewesen war, bevor er sich der sudetendeutschen Sache verschrieben hatte.“ (S. 452f.) Eine der ersten verlegerischen Taten war die von Heiß gegründete und geleitete, ab April 1940 erscheinende Zeitschrift *Böhmen und Mähren. Blatt des Reichsprotektors in Böhmen und Mähren*.⁹ Neben ideologischen Gründen gibt es auch eine pragmatische Erklärung dafür, dass Heiß zahlreiche Publikationen in Prag erscheinen bzw. im Protektorat drucken ließ: Papiervorräte bzw., wie Jaeger festhält, die Umgehung von im Reich geltenden Papierbeschränkungen.

Zum Verlagsprogramm und zum Betrieb meint Thomas Müller in seinem Beitrag über Volk und Reich aus dem Jahr 2008: „Neben den Zeitschriften entwickelte der Verlag eine umfangreiche Buchpublizistik, die zu einem Großteil der

8 Zdeněk Šimeček: *Geschichte des Buchhandels in Tschechien und in der Slowakei*. Übers. v. Armin Hetzer. Wiesbaden: Harrassowitz, 2002, S. 171f.

9 *Böhmen und Mähren. Blatt des Reichsprotektors in Böhmen und Mähren*. Hrsg. v. Staatssekretär SS-Gruppenführer Karl Hermann Frank. Hauptschriftleiter: Friedrich Heiß. Prag: Volk und Reich Verlag. Die Zeitschrift erschien noch bis in das Jahr 1945 (Heft 1–2) hinein. Dazu der Katalog *Böhmen und Mähren*. Katalog 80 vom Antiquariat Löcker Wien aus dem Frühjahr 2013: „Dieses letzte Heft ist von allergrößter Seltenheit und weltweit nur in einer einzigen öffentlichen Bibliothek nachweisbar.“ (S. 11) Bisher ist man davon ausgegangen, dass die Zeitschrift November/Dezember 1944 eingestellt worden ist.

Verlagstätigkeit von den 1940 in Prag und Amsterdam gegründeten Verlagsniederlassungen realisiert wurde. Während des Krieges erschienen rund 100 Einzeltitel sowie rund 15 Reihentitel [...].¹⁰

In der bisherigen Forschung, die auf Zeitschriften und Reihen und deren Stellenwert im NS-Staat fokussiert ist, ist so gut wie nirgends davon die Rede, dass die Prager Niederlassung einen Schwerpunkt auch auf schöngeistiges Schrifttum gelegt hat. Und man kann davon ausgehen, dass die plötzliche „Ankunft“ reichsdeutscher Verleger (und Buchhändler) auf dem Prager Platz von einheimischen deutschen Branchenmitgliedern genauso wenig bejubelt wurde wie in Wien nach dem „Anschluss“ im März 1938. Da wie dort traten reichsdeutsche Treuhänder (Beispiel Orbis-Verlag in Prag¹¹) und „Arisseure“ auf, die im Rahmen der „Wiedergutmachung“ abräumen wollten. Nicht nur das: das Beispiel Volk und Reich Verlag zeigt, wie ein Neuankömmling den etablierten „heimischen“ Verlagen, die es ohnehin schwer (gehabt) hatten, Autoren und Geschäft wegnahm. Dürftigen bibliographischen Hinweisen zufolge hat der Verlag in Prag auch eine Art „Buchgemeinschaft“ betrieben. Jedenfalls tragen manche Verlagswerke den Vermerk „Ausgabe für die Mitglieder der Volk und Reich Bücher-ringgesellschaft“.¹²

Prager Feldpostbücherei

Im Herbst 1939 hat C. Bertelsmann die ersten Feldpostausgaben herausgebracht, und im Laufe der folgenden Jahre (bis zu den Schließungsaktionen 1943 und 1944) haben insgesamt 71 Verlage¹³ diese lukrative Geschäftsidee aufgegriffen.

10 Thomas Müller: Volk und Reich. In: Ingo Haar und Michael Fahlbusch (Hrsg.): *Handbuch der völkischen Wissenschaften*. München: K.G. Saur, 2008, S. 700–704; hier S. 703.

11 Tim Fauth: *Deutsche Kulturpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren 1939 bis 1941*. 1. Aufl. Göttingen: V&R Unipress, 2004, S. 52, 63. Das Thema „Arisierung“ bzw. Liquidierung Prager Buchhandlungen und Verlage ist – zumindest in deutschsprachigen Publikationen – bislang nicht aufgearbeitet worden.

12 So etwa eine 1944 erschienene Ausgabe von Rudolf Fischers *Söhne ohne Väter*, eine Lizenzausgabe des 1937 im Hanseatischen Verlag publizierten Werkes, Max Claus: *Tatsache Europa* (1943) oder Friedrich Heiß: *Bei uns in Deutschland* (1941). Je eine Ausgabe erschien regulär beim Volk und Reich Verlag in Prag. Zu den weiteren Ausgaben für den Bücherring zählten Rudolf Wolters: *Neue deutsche Baukunst*. Hrsg. von Albert Speer. (1943) und Hugo Scholz: *Die weiße Wolke. Roman* (1942).

13 Bühler, S. 124.

Darunter befanden sich mindestens drei Verlage, die in unserem Fokus sind: Volk und Reich Verlag Prag, Verlagsanstalt Moldavia in Budweis („Feldpostbücher“) und Adam Kraft Verlag in Karlsbad. Alle rangierten in der Liste der wichtigsten Buchlieferanten der Wehrmacht – also Bertelsmann¹⁴, der Eher Verlag, Kohlhammer, das Bibliographische Institut oder der Insel Verlag – jedoch unter „ferner liefern“. In der Reihe *Prager Feldpostbücherei* bei Volk und Reich dürften in den Produktionsjahren 1943–1944 nicht mehr als neun broschiierte Hefte erschienen sein, und anfänglich waren manche dieser Werke zugleich Ausgaben in einer weiteren begonnenen, aber nicht fortgesetzten Reihe mit dem Titel *Deutsche Erzähler*. Die Hefte entsprachen in Format und Umfang den Beförderungsregeln der Feldpost und waren insofern „versandfertig“, als der Rückumschlag einen Kasten für den Adressaten und einen für den Absender aufwies.

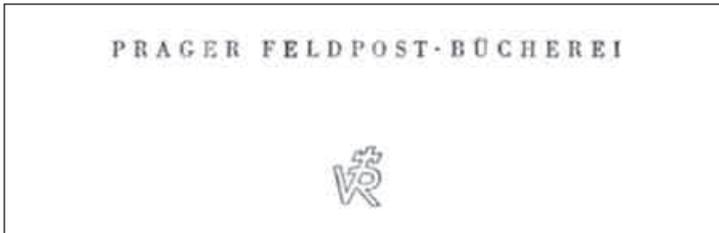


Abb.1: *Prager Feldpostbücherei*

Interessanterweise stammen fast alle Werke von „einheimischen“ Autoren. Die Erklärung ist denkbar einfach: fast alle hatten einen Erzählerpreis im Rahmen des von der im Volk und Reich Verlag erscheinenden Zeitschrift *Mähren und Böhmen* in den Jahren 1941–1943 gestifteten Adalbert-Stifter-Preises, in dessen Jury u.a. Friedrich Heiß saß, gewonnen. Ein Teil der Prämie war das Preisgeld, der andere die Veröffentlichung.¹⁵

14 Dazu: Für Schützengräben und Lazarett. Millionenaufgaben für die Wehrmacht. In: Saul Friedländer, Norbert Frei/Trutz Rendtorff/Reinhard Wittmann (Hrsg.): *Bertelsmann im Dritten Reich*. Unter Mitarbeit von Hans-Eugen Bühler u.a. München: Bertelsmann, 2002, S. 409–424.

15 Dazu Helga Strallhofer-Mitterbauer: *NS-Literaturpreise für österreichische Autoren. Eine Dokumentation*. Wien–Köln–Weimar: Böhlau, 1994, S. 73–75. Zum ideologischen Hintergrund des Preises siehe Karin Pohl: Adalbert Stifter – ein sudetendeutscher Heimatdichter? Zur politischen Instrumentalisierung eines Schriftstellers. In: *Stifter Jahrbuch* Neue Folge 22 (2008), S. 69–100; hier S. 96–98.

Nachgewiesene Titel:

Frank, Eduard (Hrsg.): *Heitere Geschichten. Von Postl-Sealsfield. Eingeleitet und ausgewählt von Eduard Frank.* 1944. [nota bene: Frank hatte für den Adam Kraft Verlag 1940 in der „Volksdeutschen Reihe“ (Band 42) eine Leseausgabe der Werke Karl Postls herausgegeben, die mehrere Auflagen erlebte.]

Bade, Wilfrid: *Tod und Leben. Verse des Krieges.* 1943.

Höller, Franz: *Böhmisches Wanderbuch.* 1943.

Watzlik, Hans: *Das hölzerne Haus.* 1944. (zugleich Deutsche Erzähler, Band 3)

Mally, Leo Hans: *Prag. Ein Gedichtbuch.* Mit Zeichnungen von Johannes Boehland. 1943.

Mally, Leo Hans: *Das Spatzenparadies.* Beigefügt: Heinrich Zerkaulen: *Die Begegnung zu Teplitz* und Hanns Lerch: *Der schwarze Reiter von Eger.* 1943. (zugleich Deutsche Erzähler, Band 2)¹⁶

Sturm, Stefan: *Ballade am Berg.* Herbert Zschelletzschky: *Johannes, der Stadtschreiber von Saaz.* 1943. (zugleich Deutsche Erzähler, Band 1)¹⁷

Schaffer, Xaver (Hrsg.): *Die bunte Palette. Anekdoten um deutsche Maler und Bildhauer.* 1944.

Wittstock, Erwin: *Wäschestrick und Friedenspfeife. Die Eibe.* 1944.

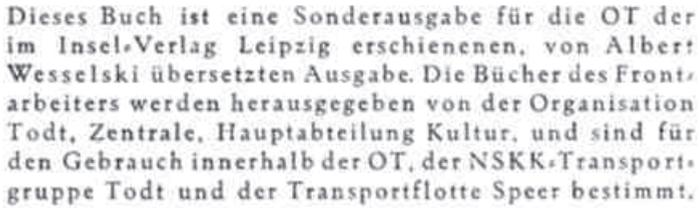
*Die Bücher des Frontarbeiters. Hrsg. von der Organisation Todt,
Zentrale, Hauptabteilung Kultur,
1943–1944.*

Ein weitaus lukrativeres Geschäft machte Volk und Reich mit einer anderen Serie, die sich *Die Bücher des Frontarbeiters* nannte. Volk und Reich Berlin bzw. der Hauptschriftleiter Friedrich Heiß gab seit 1934 im Auftrag von Fritz Todt, dem Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, die Zeitschrift *Die Straße* heraus, und es ist nur naheliegend, dass die Organisation Todt den Verlag Volk und Reich mit der Herausgabe einer Buchreihe exklusiv für die „Frontarbeiter“ beauftragte. Dass die Bücher nicht für das Sortiment bestimmt waren, geht u.a. aus folgendem Vermerk in Band 12 (Charles de Coster: *Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.* Mit Holzschnitten von Anny Schröder) hervor: „Dieses Buch ist eine Sonderausgabe für die OT der im Insel-Verlag Leipzig erschienenen, von Albert Wesselski übersetzten Ausgabe. Die Bücher des Frontarbeiters werden herausgegeben von der Organisation Todt,

¹⁶ Mally, Zerkaulen und Lerch gewannen den Preis 1942 mit den genannten Werken.

¹⁷ Beide erhielten den Preis 1941.

Zentrale, Hauptabteilung Kultur, und sind für den Gebrauch innerhalb der OT, der NSKK-Transportgruppe Todt und der Transportflotte Speer bestimmt.“¹⁸



Dieses Buch ist eine Sonderausgabe für die OT der im Insel-Verlag Leipzig erschienenen, von Albert Wesselski übersetzten Ausgabe. Die Bücher des Frontarbeiters werden herausgegeben von der Organisation Todt, Zentrale, Hauptabteilung Kultur, und sind für den Gebrauch innerhalb der OT, der NSKK-Transportgruppe Todt und der Transportflotte Speer bestimmt.

Abb. 2: Editorische Notiz in einem Band der „Bücher des Frontarbeiters“

Wie sah das Programm aus? In einer Verlagsanzeige (1943) liest man: „Die Bücher des Frontarbeiters’ bringen eine Auswahl aus dem besten deutschen Schrifttum der Vergangenheit und der Gegenwart. Die einzelnen Gebiete sind in verschiedenen Gruppen zusammengestellt.“ Diese Gebiete waren: Geschichtliche und politische Schriften (z.B. Bismarcks *Gedanken und Erinnerungen*), Romane (darunter Gustav Frennssen, Wilhelm Raabe, Theodor Fontane, Frank Thieß), Novellen und Erzählungen (Keller, Hauff, Kleist, Storm, Hebel, Hans Grimm und Hans Friedrich Blunck), Reise- und Erlebnisberichte (darunter der im Deutschen Verlag erschienene Bestseller von Günther Prien: *Mein Weg nach Scapa Flow*), Abenteuer und Kriminalromane (Fontane, Huch, Hoffmann, Gerstäcker, Cooper und Karl May), Spielbücher und Humor (u.a. *Das Liederbuch der OT* und Mark Twains *Tom Sawyer* und *Huckleberry Finn*), Gedichte, Populärwissenschaft (z.B. *Der OT-Arzt berät*). So war die Buchreihe eine Mischung aus tantiemenfreien Klassikern und Lizenzausgaben von populären zeitgenössischen Werken. Es werden in der Anzeige insgesamt 42 Werktitel angezeigt, doch sind Zweifel angebracht, ob viele der Bände tatsächlich erschienen sind¹⁹, denn

18 Im Impressum steht: Berlin Amsterdam Prag Wien, Druck von Eduard Stichnote Potsdam. Ähnliche Vermerke finden sich in anderen Bänden.

19 Bühler, S. 210–213. Bühler führt diese 42 Titel quasi als „erschienen“ an, ohne sie (alle) allerdings einzeln autopsiert (bibliographiert) zu haben. Überdies stiften die Bandangaben Verwirrung, denn die Bände sind nicht in der Reihenfolge des Erscheinens nummeriert worden. Mark Twains *Tom Sawyers Abenteuer* (1943) trägt die Bandzahl 45, während die (als einzige nachweisbare Publikation) 1944 erscheinende Biographie von Günther Prien (*Mein Weg nach Scapa Flow*) die Bandzahl 29 trägt. Bühler hebt eine (geplante) Ausgabe von Ernst Jüngers *Das Wäldchen* 145 als

es konnten davon lediglich 22 Titel bibliographisch (d.h. im Karlsruher Virtuellem Katalog) erfasst werden. Der Rest wird in der *Deutschen Nationalbibliographie* nicht verzeichnet. Selbst wenn die Bücher des Frontarbeiters nicht für das Sortiment bestimmt waren, müssten auch sie in einem Katalog aufscheinen.

Wie Volk und Reich an Lizenzen für diese Reihe herankam, zeigt ein Schreiben vom 18. Februar 1943 an den ehemaligen Paul Zsolnay Verlag und nunmehrigen Karl H. Bischoff Verlag. In diesem Schreiben bittet der Berliner Verlag um Zustimmung zu einer Lizenzausgabe des Romans *Schwarzes Segelschiff auf rotem Grund* vom gebürtigen Wiener Krimiautor Edmund Finke (1888–1968). Da heißt es:

Der Volk und Reich Verlag, Abteilung OT, bringt für die Organisation Todt eine Buchreihe heraus. Die Bände dieser Reihe kommen nicht in den Handel, sondern werden nur an die im Felde stehenden OT-Männer verteilt. Es handelt sich also um eine einmalige Aktion der OT. Bei den Verhandlungen wurde vorgeschlagen, in dieser Buchreihe einen Lizenzdruck Ihres Verlagswerkes Edmund Finke „Schwarzes Segelschiff auf rotem Grund“ zu veranstalten. Die Auflage für dieses Werk würde mindestens 5000 und höchstens 10 000 Stück betragen. Wir erlauben uns die Anfrage, ob Sie grundsätzlich damit einverstanden sind, uns die Lizenz für eine solche Ausgabe zu erteilen und wie hoch die Lizenzgebühr für die Ausgabe wäre. Wir erwarten mit Interesse Ihre Antwort und zeichnen mit Heil Hitler!²⁰

Aus welchen Gründen immer: zu einer OT-Ausgabe von Finke ist es nicht gekommen. Geld scheint bei dieser Reihe insofern keine Rolle gespielt zu haben, als die z.T. sehr umfangreichen Werke um 50 Pfennig (!) verkauft wurden – und das bei Herstellungskosten pro Band zwischen 2 und 3 Mark. Der Verlust wurde vom Ministerium Speer getragen.²¹ Für die Illustration engagierte man eine Reihe

„besonderen Titel“ hervor (S. 211), obwohl der Band nicht erschienen sein dürfte. Seine Feststellung, dass die Bände in der Großdruckerei in München (gemeint ist: M. Müller) produziert wurden, ist nicht zutreffend. Zwei zufällig autopsierte Bände sind bei Stichnote in Potsdam und Wilhelm Limpert in Dresden hergestellt worden.

20 Aus dem Archiv des Paul Zsolnay Verlags, Kopie im Besitz des Verf.

21 Bühler, S. 210.

von zeitgenössischen Künstlern, darunter Karl Stratil (1894–1958) Artur Mrockwia, Walter Müller, Adolf Menzel (1815–1905), Gerhard Ulrich (1903–1988), Anny Schröder (1898–1972), Walter Klemm (1883–1957) und Charlotte Pfeil. Ansonsten waren Eric Ecke, Dora Nadge-Ecke (* 1898) und Johannes Boehland (1903–1964) für den Verlag als Illustratoren tätig.

Volk und Reich war nicht der einzige Verlag, der zu dieser Zeit mit der Organisation Todt ins Geschäft kam. Als Stichwort wäre Baedeker zu nennen, der sich mit seiner Verlagsproduktion voll und ganz in den Dienst der NS-Ideologie stellte. Zwei Ausgaben von einem *Handbuch des Frontarbeiters* erschienen 1944 im Leipziger Karl Baedeker Verlag, nämlich *Baedekers OT-Führer Italien* und *Baedekers OT-Führer West. Belgien-Frankreich-Niederlande*. Die Bände wurden „Bearbeitet im Auftrag der Organisation Todt, Hauptabteilung Kultur“. Selbstredend dienten diese Baedeker-Reiseführer (wie auch andere, etwa über das Generalgouvernement) nicht touristischen Zwecken, sondern zur Orientierung der in den besetzten Ländern eingesetzten Arbeitern.²²

Nachgewiesene Titel:

Bismarck, Otto von: *Gedanken und Erinnerungen*. Ausgewählt und bearbeitet von Eduard Ritter. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 3)

Blunck, Hans Friedrich: *König Geiserich. Eine Erzählung von Geiserich und dem Zug der Wandalen*. Prag: Volk und Reich, 1943. (Band 13)

Busch, Wilhelm: *Allerlei Weisheiten*. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 14)

Carlyle, Thomas: *Friedrich der Grosse*. Mit Holzschnitten von Adolf Menzel. Berlin: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 8)

Coster, Charles de: *Uillenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen*. [Übers. von Albert Weselski]. Mit Holzschnitt von Anny Schröder. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 12)

Fontane, Theodor: *Irrungen Wirrungen*. Mit Zeichnungen von Gerhard Ulrich. Berlin-Amsterdam-Prag Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 16)

Fontane, Theodor: *Unterm Birnbaum*. Novelle. Zeichnungen von Artur Mrockwia. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 2)

Frenssen, Gustav: *Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht*. Mit Zeichnung von

²² Zur Baedeker-Geschichte siehe neuerdings Susanne Müller: *Die Welt des Baedeker. Eine Medienkulturgeschichte des Reiseführers 1830–1945*. Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2012. Die genannten „Handbücher des Frontarbeiters“ werden hier allerdings nicht erwähnt.

- Artur Mrockwia. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 4)
- Gerstäcker, Friedrich: *Die Flußpiraten des Mississippi*. Ill.: Artur Mrockwia. 1943. (Band 9)
- Gerstäcker, Friedrich: *Die Regulatoren von Arkansas*. Ill.: Artur Mrockwia. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 6)
- Grimm, Hans: *Der Pavian und andere Erzählungen*. Mit Zeichnungen von Walter Klemm. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien, 1943 (Band 19)
- Hauff, Wilhelm: *Die Karawane. Das Wirtshaus im Spessart*. Erzählungen mit Zeichnungen von Walter Müller. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 1)
- Hoffmann, E.T.A.: *Das Majorat und andere Erzählungen*. Mit Zeichnungen von Gerhard Ulrich. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 17)
- Huch, Ricarda: *Der Fall Deruga*. Berlin: Volk und Reich, 1943. (Band 5) [erschien auch 1943 im Atlantis Verlag, Berlin, Hrsg. von der Wehrmachtspropagandagruppe beim Wehrmachtbefehlshaber Norwegen sowie im selben Jahr bei Tauchnitz, Leipzig]
- Keller, Gottfried: *Der Schmied seines Glückes und andere Erzählungen*. Zeichnungen von Walter Müller. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 20)
- Prien, Günther: *Mein Weg nach Scapa Flow*. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1944. (Band 29) [Die Biographie erschien zuerst 1940 im Deutschen Verlag, Berlin. Auflage erreichte 890.000]
- Raabe, Wilhelm: *Der Hungerpastor*. Roman mit Zeichnungen von Charlotte Pfeil. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 7)
- Storm, Theodor: *Der Schimmelreiter. Die Chronik vom Griesbus*. Mit Holzschnitten von Karl Stratil. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 18)
- Twain, Mark: *Huckleberry Finns Fahrten*. Mit Zeichnungen von Artur Mrockwia. Aus dem Engl. hrsg. von der Organisation Todt. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 46)
- Twain, Mark: *Tom Sawyers Abenteuer*. Mit Zeichnungen von Artur Mrockwia. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 45)
- Welk, Ehm: *Die Heiden von Kummerow*. Roman. [Ill. Charlotte Pfeil]. Berlin-Amsterdam-Prag-Wien: Volk und Reich Verlag, 1943. (Band 44). (Druck: M. Müller, München)

Weitere Produktion

Vom Standort Prag aus brachte Volk und Reich bis 1944 eine ganze Palette von Publikationen heraus, die thematisch mit Prag oder dem Protektorat zu tun hatten, wie etwa die mehrbändige *Schriftenreihe Böhmen und Mähren*, sowie die Werke *Böhmen und Mähren im Werden des Reiches* (1943) und *Das Böhmen- und*

Mähren-Buch Volkskampf und Reichsraum von Friedrich Heiß (1943), die Reihen *Prager Forschungen zur Kunstgeschichte und Prager geographische Studien*, die Zeitschriften *Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren* (1939/40–Oktober 1944) und *Forschungen aus Prags Vergangenheit und Gegenwart* (1944), *Prager Jahrbuch*, Karel Plicka: *Prag im Lichtbild*. Eingeleitet und bearbeitet von Anton Zankl. Einband und Titelgestaltung Karl Stratil. ([1944]), Emil Franzels *Die Bibliothek des Landesmuseums in Prag. Eine Darstellung ihrer Ursprünge und ihres Werdens im Rahmen der Museumsgeschichte* (1942), Otto Lehovc: *Prag. Eine Stadtgeographie und Heimatkunde* (1944) sowie Fritzi Mally: *Deutsche Trachten aus den Sudetenländern* (1943) usw. Zu den vielen Reihen zählte auch die „Kleine Volk und Reich Bücherei“.

Belletristik

Der Volk und Reich Verlag in Prag war, wie das Beispiel Adalbert-Stifter-Preis zeigt, darum bemüht, auch sudetendeutsche Schriftsteller zu publizieren, wobei auffallend ist, wie oft Autoren des Adam Kraft Verlags verlegt werden. Hier eine Auswahl der literarischen Publikationen bis 1944:

Bade, Wilfrid: *Flamme und Wind*. Gedichte. (1944).

Brand, Guido K.: *Ein Winter ohne Gnade. Osteindrücke eines OT-Kriegsberichters*. 1943.

Buttlar Moscon, Alfred von: *Wanderer zwischen Tag und Traum*. Gedichte. 1944.

Der Kurier. *Erzählungen*. Einband: L. Nettelhorst. 1943.

Eichendorff, Joseph von: *Aus dem Leben eines Taugenichts*. Einbandentwurf und Zeichnungen von Karl Stratil. [1944].

Eichendorff, Joseph von: *O Täler weit, o Höhen. Lieder und Gedichte*. Im Auftrage der Deutschen Eichendorff-Stiftung ausgewählt und neu geordnet von Wilfrid Bade. 1943.

Fischer, Rudolf: *Die Weiberjagd. Komödie in 3 Aufzügen*. Umschlag Johannes Boehland. Prag: Volk und Reich Verlag, 1944.

Hain, Caspar: *Die Leutschauer Chronik des Caspar Hain in Auszügen zusammengestellt und mit Bildern versehen von Fritzi Mally*. 1943.

Höller, Franz: *Herz in Böhmen. Gedichte*. 1943.

Höller, Franz: *Spiel um Liebe*. (Einband: Johannes Boehland). 1943.

Höller, Franz: *Spiesserkomödie*. 1943.

Kempf, Klaus: *Im Banne des Turmes. Roman*. Ausstattung Eric Ecke. 1942.

Mally, Leo Hans: *Prag*. Ein Gedichtbuch. 1943.

Moder, Josef: *Der irdische Kreis. Gedichte*. Einband Eric Ecke. 1943.

Müller, Erhard: *Am Südhang der Sudeten. Eine Erzählung*. Einbandzeichnung von L. Nettelhorst. 1942; 2. Aufl. 1944.

Musik, Rudolf: *Still fiel der Abend. Slowakische Lyrik*. Einbandentwurf: L. Nettelhorst. 1944.

Prager Jahrbuch 1943. Herausgegeben von Franz Höller. 1943.

Reiche, Helmut Dietlof: *Vom neuen Glauben. Gedichte*. 1942, [1943], 2. Aufl.

Saaz, Johannes von: *Der Ackermann aus Böhmen*. Hrsg. von Erich Gierach. Übertragen von E.G. Kolbenheyer. 1943.

Schlögl, Friedrich: *Zu meiner Zeit. Skizzen und Kulturbilder*. Ausgewählt und eingeleitet von Eduard Frank. 1944.

Schneider, Josef: *Das bekränzte Jahr. Gedichte*. Einband Max Geyer. 1944.

Scholz, Hugo: *Die weisse Wolke*. Roman. 1942.

Schumacher, Erich: *Die heilige Flut. Tragödie eines Volkes*. 1943.

Speidel, Ludwig: *Melodie der Landschaft. Essays*. Ausgew. und eingel. von Eduard Frank. 1943. 1944, 2. Aufl.

Trabauer, Karl: *Sturm in den ewigen Morgen. Kriegsgedichte*. 1943.

Um ein vollständiges Bild des literarischen Programms des Volk und Reich Verlags in Prag zu gewinnen, wird es notwendig sein, die Berichterstattung über Literatur in der Zeitschrift *Böhmen und Mähren* gründlich zu untersuchen.

REZENSIONEN

Kodex. Jahrbuch der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft. Herausgegeben von Christine Haug und Vincent Kaufmann. Band 2. 2012. Bestseller und Bestsellerforschung. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2012. ISSN 2193-4983; ISBN 978-3-447-06654-9. IX, 213 Seiten, 4 Abb., 4 Tabellen, 3 Diagramme; € 39,80 (D).

Wie notwendig und wichtig „Bestseller“ für das Gedeihen eines Verlags und des Buchhandels ganz allgemein sind, zeigen jene Jahre, in denen man eben keinen im Programm hat oder keiner auf dem Markt ist. Doch Bestseller im Sinne von einem größeren Absatz als bei einem anderen Buch wird es immer geben (zumindest „Besser“-Seller) – selbst wenn es einmal Publikationen und Institutionen nicht mehr geben sollte, die solche Verkaufserfolge listenmäßig erfassen. In ihrem zweiten, von Christine Haug und Vincent Kaufmann herausgegebenen Jahrbuch geht die Internationale Buchwissenschaftliche Gesellschaft dem Phänomen „Bestseller“ auf den Grund. Es sind dreizehn Beiträge, die, jeder für sich und insgesamt, eine spannende Geschichte erzählen. Die Themenauswahl besticht durch die Vielfalt, und – das kann hier vorweggenommen werden – wer alle Beiträge einmal gelesen hat, kann behaupten, gut informiert zu sein. Wie die Herausgeber in ihrem Vorwort betonen, ist das Thema – etwa in der Kombination Bestseller/Literaturverfilmung – in den letzten Jahren verstärkt in den Mittelpunkt wissenschaftlichen Interesses gerückt: „Buch- und Medienwissenschaftler [...] haben in den vergangenen Jahren die Bestsellerforschung als eigenes Untersuchungsfeld entdeckt, das nicht allein mit klassischen Ansätzen der Literaturwissenschaft zu bearbeiten ist.“ (S. VI f.)

Rainer Schmitz behandelt im ersten Beitrag den „*Mythos* Bestseller“ – obwohl man sagen könnte, dass er zwar „nicht kalkulierbar“, aber ein nicht wegzudenkendes Faktum ist. Bestsellerlisten spielen eine große Rolle, sie wurden neuerdings ausdifferenziert, um die Ränge nicht monate- und jahrelang zu blockieren (Harry Potter!). Sie haben an sich einen Werbeeffect und sind die „neue Währung“, so Schmitz. Interessant ist auch, dass das Buch weit weniger globalisiert ist, als man vermuten würde. In den USA ist der Bestsellerstoff 100% englischsprachig, in Deutschland nur 24% einheimisch. Obwohl Schmitz nicht mit den Begriffen „interne“ und

„externe“ Faktoren operiert, listet er am Schluss des Beitrags ein gutes Dutzend – in erster Linie externe – Faktoren auf, die zu einem Bestseller beitragen, darunter große Werbe- und Marketingoffensiven, Gestaltung des Verkaufspreises, Zeitpunkt des Erscheinens, griffiger Titel, Platz auf der Bestsellerliste, Bekanntheit des Autors usw. In seinem Beitrag führt Vincent Kaufmann die Diskussion weiter und meint, dass bei Bestsellern verschiedene Erfolgskriterien in den Vordergrund treten. Stichwort: Verkaufsszenarien und –prozesse. Angesichts einer „Bestsellerinflation“ wäre es notwendig, „zwischen den ordentlichen und außerordentlichen Bestsellern (zu) unterscheiden“ (S. 27). Die Verleihung des Prädikats „Bestseller“ für ein Werk, das noch gar nicht auf dem Markt ist, ist auch ein alter Werbeschmah. Der gegenwärtige Bestseller ist, so Kaufmann, oft „intermedial bestimmt“. Das heißt, in seine Struktur ist nicht selten bereits eine virtuelle Verfilmung integriert. Das führt zum Beitrag von Sophie Rudolph („Ökonomien der Adaption – vom Bestseller zum Blockbuster“), die sich der Literatur- bzw. Bestsellerverfilmung widmet. Franziska Mayer („Kulturförderung als Event. Literaturpreise und Bestsellereffekte seit der Jahrtausendwende“) untersucht „das Kapital öffentlicher Aufmerksamkeit“ in Zusammenhang mit literarischen Auszeichnungen, Preisvergaben und sonstigen medialen Ereignissen – heute meist neudeutsch ‚Events‘ genannt – die insgesamt nicht nur einzelne Autoren, sondern das Medium Buch an sich bewerben. Mayer recherchiert das Umfeld einzelner Preise bzw. Preisverleihungen sehr gründlich und zeigt u.a. auf, welche Rolle „die Medien“ dabei spielten. Der folgende Beitrag von Slávka Rude-Porubská („Bestseller in/ohne Übersetzung? Zum Phänomen fremdsprachiger Belletristik im Original auf dem deutschen Buchmarkt“) verfolgt die *Spiegel*-Bestsellerlisten vom Jahr 2000 bis 2010. Buchmarktbeobachtern wird aus Fachzeitschriften oder Fernsehberichten erinnerlich sein, dass junge LeserInnen im deutschsprachigen Raum etwa auf die Übersetzung des jeweils nächsten Harry Potter-Romans nicht warten wollten, die Buchhandlungen beim Erscheinen der Originalausgabe stürmten und diese kauften. (Die Schlacht um den Ladenpreis der nicht preisgebundenen Bücher und der Entschluss vieler Buchhandlungen, darauf eigene Fremdsprachenabteilungen einzurichten, sind Nebenaspekte des Themas.) Fremdsprachige Literatur in Originalausgaben wird von der Verf. als ein neues Segment im Bestsellergeschäft identifiziert. „Im Hauptteil des Artikels wird das Phänomen der gestiegenen Akzeptanz fremdsprachiger Originalausgaben auf dem deutschen Buchmarkt aus der Perspektive des Buchhandels, der Verlagsbranche und des Lesepublikums umrissen.“ (S. 71) Diese „Akzeptanz“ setzt gestiegene und gute

Fremdsprachenkenntnisse im deutschen Sprachraum voraus, und es ist fast undenkbar, dass LeserInnen in einem *angelsächsischen* Land auf Grund der Sprachkenntnisse zuerst zu einem Werk im deutschen, französischen, spanischen oder was auch immer Original greifen würden. Ulrich Schmid nennt seinen Beitrag schlicht „Bestseller in Russland“ und gewährt uns Einblick in den sonst nicht so vertrauten russischen Buchmarkt, der heute von zwei Großverlagen dominiert wird. Die Schiefelage zeigt sich daran, dass, so Schmid, die beiden Verlage mit nur einem Prozent aller Titel 30% der Gesamtauflage aller russischen Bücher produzieren. Erst seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion gibt es in Russland einen nach kapitalistischen Grundsätzen funktionierenden Buchmarkt. Der Verf. beschreibt einen „gelenkten“ Bestsellermarkt zu Sowjetzeiten; erst für die Zeit danach kann man seriöse Verkaufszahlen ermitteln. Schmid liefert nicht nur Informationen über Literaturzeitschriften und deren Bedeutung am Markt, sondern auch aktuelle Zahlen über die Buchproduktion in Russland. Interessant ist die Feststellung, dass die Dominanz des Kriminalromans ein prominentes Merkmal der russischen Bestsellerlisten ist. Der auf Englisch verfasste Beitrag von Stephanie Kurschus („Transforming Disparities into Common Ground Latvia and Italy“) führt uns in den Buchmarkt zweier europäischer Staaten ein, die nicht allzu häufig in einem Atemzug genannt werden. Aber, so liest man im Vorspann: „Trotzdem bieten diese beiden auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen Länder ein anschauliches Beispiel für die Entwicklungen und Strukturveränderungen in den Buchmärkten während der letzten Jahre.“ (S. 107) Obwohl der Leser mit dem Buchmarkt in Italien eventuell eher vertraut ist, kann man das nicht so sehr im Fall Lettland behaupten. Es ist ja oft so, dass das interessierte Publikum erst Näheres erfährt, wenn ein Land (sprich ein Buchmarkt) Schwerpunkt bei der Frankfurter Buchmesse wird. So ist es zu begrüßen, dass die Verf. hier „Aufklärungsarbeit“ leistet. In ihrem Beitrag „Im Wechselspiel von Spannung und Entspannung – Zum Erfolg von Thriller- und Ratgeberliteratur aus vergnügungstheoretischer Sicht“ setzt sich Gerda E. Moser mit zwei sehr unterschiedlichen, aber besonders beliebten Marktsegmenten auseinander. Bereits im Vorspann bietet sie eine mögliche Erklärung für den Erfolg an, nämlich, „dass sie (zumindest in der Fiktion bzw. während der Lektüre) gegenwärtige Steigerungslogiken und die damit verbundenen Zwänge herausfordert. Neben Spannung bietet sie vor allem auch Entspannung an und besetzt damit die beiden Pole im Rhythmus des Vergnügens“. (S. 123) Anschließend geht es Gudrun Weiland in ihrem Beitrag um einen „Stoff“, der am Markt massenhaft vorhanden war und

nicht allzu häufig untersucht wird, nämlich Heftromanserien („Serialität als Strategie der Heteronomie – zur Produktion, Distribution und Rezeption von Heftromanserien, 1919–1939“). Wie die Verf. auch festhält, fiel und fällt Heftromanliteratur nicht in den engeren Gegenstandsbereich der Bestseller-Forschung, „obgleich es sich um ein Format der Literatur handelt, das auf maximalen ökonomischen Ertrag hin konzipiert wurde. Die mediale Präsentation der Heftromantexte weist durch den Serientitel den unabhängig voneinander publizierten Texten eine gemeinsame Identität als Serie zu, nimmt dem Einzeltext auf diese Weise einerseits seine Einmaligkeit und macht seine massenhafte Reproduzierbarkeit sichtbar“: (S. 141) Die Verf. thematisiert auch die Verfasser solcher massenhaft verbreiteten Literatur und meint, dass das Schreiben von Heftromanen „als Kapitulation vor den Gesetzen des Marktes“ erscheinen musste. Die Germanistik hat, wie es scheint, das Phänomen eher zögerlich entdeckt, zumal es sich ja nicht um „hohe Literatur“ handelt. Ein weiteres Hindernis wäre die Tatsache, dass diese Serien kaum von den wissenschaftlichen Bibliotheken wahrgenommen und gesammelt wurden, was heutige Untersuchungen erschweren dürfte. Vanessa Werner behandelt in ihrem Beitrag („Sarrazin – Physiognomie eines Bestsellers“) das Beispiel eines (kontroversiellen) Bestsellers aus der jüngsten Zeit, der als „Sachbuch des Jahrzehnts“ (S. 159) bezeichnet wird. Im Mittelpunkt stehen die konkreten „Erfolgsfaktoren“. Harald Henzler („Digitale Bestseller – aber was bitte ist denn ein Bestseller?“) geht von der Überlegung aus, dass im angebrochenen Zeitalter der Digitalisierung der Begriff des Bestsellers nun neu interpretiert werden muss, „will man damit alle Werke bezeichnen, die ein breites Publikum erreichen“ (S. 175). Das Medium, die Distributionswege, die Geschäftsmodelle, die Formate: alles ist anders geworden, und so scheint der klassische Werkbegriff, so Henzler, nicht (mehr) geeignet. Michael Muselmann geht der Frage nach, wie Bestseller in der Belletristik entstehen und interviewt zu diesem Thema drei Personen: eine Autorin, den Geschäftsführer eines Verlags und schließlich einen freien Publizisten. („Über die Entstehung von Bestsellern in der Belletristik – Interviews mit Andrea Maria Schenkel, Bernd Blüm und Rainer Schmitz“) Es geht hier u.a. darum, wann man von einem Bestseller sprechen kann, ob ein solcher geplant werden kann und welche Rolle die Literaturkritik bei einem Bestseller spielt. Im letzten Beitrag in diesem Band von Muriel Schindler folgen Interviews mit zwei Schweizer Bestsellerautoren, nämlich Lukas Hartmann und Rolf Dobelli.

Alles in allem hat das vorliegende Jahrbuch viel und vieles zu bieten: es sind sowohl vertiefende Beiträge über das Wesen und den Begriff des Bestsellers als auch

Länderbeispiele, die einen Einblick in Buchmärkte gewähren, die nicht so oft im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehen. Interviews mit den „Akteuren“ am Bestsellermarkt, die den Band abrunden, geben der Diskussion eine „praktische“ Note.

Murray G. Hall (Wien)

John A. Lane: *The Diaspora of Armenian Printing 1512–2012*. Translated by Anna Maria Martirosjan-Mattaar. Amsterdam: Special Collections of the University of Amsterdam, 2012. Zahlreiche Abb. ISBN 978-90-819264-0-9; \$ 49.95.

Es gibt wohl nur wenige andere Völker, die eine derart enge emotionale Bindung zu ihrer Schrift und Schriftkultur haben wie die Armenier. Die Erklärung dafür liegt in der armenischen Geschichte, die durch Jahrhunderte der Fremdherrschaft, der Unterdrückung, Vertreibung und der daraus resultierenden Entstehung einer großen, weitgestreuten Diaspora gekennzeichnet ist. Zu den entscheidenden Faktoren bei der Konstituierung und Festigung der armenischen Identität wurden dadurch die Religion (die Armenier waren die ersten, die – im Jahr 301 – das Christentum zur Staatsreligion machten), die Sprache und die Schrift. Mesrop Maschtotz, ein Geistlicher, der um 400 das armenische Alphabet entwickelte, wurde nicht nur von der armenischen Kirche heiliggesprochen, sondern er ist auch im kollektiven Gedächtnis bis heute als bedeutende historische Persönlichkeit präsent. Als Statue – flankiert von einer riesigen Steintafel mit den von ihm entworfenen Schriftzeichen – thront er im Zentrum der armenischen Hauptstadt Jerewan vor dem Matenadaran, der staatlichen Sammlung alter Handschriften und früher Drucke. Das Matenadaran, das zum Weltdokumentenerbe der UNESCO gehört, beherbergt an die 18.500 Handschriften, die ältesten davon aus dem 6. Jahrhundert, und es besitzt auch ein Exemplar des „Parzatumar“, eines Kalenders, mit dem 1512 die Geschichte des armenischen Buchdrucks begann.

2012 war Jerewan UNESCO-Weltbuchhauptstadt, wobei der Schwerpunkt der Aktivitäten vor allem auf dem 500-Jahr-Jubiläum des armenischen Buchdrucks lag. Resultat einer Kooperation zwischen den „Special Collections of the University of Amsterdam“ und dem armenischen Kulturministerium war die Ausstellung „The diaspora of Armenian printing 1512–2012“, die sowohl in Amsterdam als auch in Jerewan gezeigt wurde. Das vorliegende Werk des Buchdruckhistorikers John A.

Lane ist die Begleitpublikation dazu, abgefasst sowohl in Englisch als auch in Armenisch, wobei die verschiedensprachigen Textteile übersichtlich und lesefreundlich jeweils in der oberen und unteren Seitenhälfte platziert sind.

Hervorzuheben ist die reiche Illustration des Bandes mit fast durchwegs mehrfarbigen Abbildungen, unter denen sich auch eindrucksvolle Beispiele für die typisch armenischen Schmucklettern finden. Denn die 36 Buchstaben, die der auf dem Buchdeckel abgebildete Mesrop Maschtotz entworfen hatte (später sollten noch drei weitere dazukommen), wurden in ihren Grundformen bis heute kaum verändert, doch schon in frühen Handschriften ist eine starke Tendenz zu einer üppigen ornamentalen Gestaltung zu erkennen. Diese wurde dann in den Buchdruck übernommen, überdies sind die Schmucklettern bis heute als dekoratives Element – in Form von Wandtafeln, Bildern, Schnitzereien, Schmuckstücken und vielem mehr – sowohl im öffentlichen als auch im privaten Bereich weit verbreitet. Bei dieser ornamentalen Gestaltung gibt es zwei Haupttypen: die sogenannten „tsaghkagir“, die aus kunstvoll ineinander verschlungenen Blumen bestehen, und die „trchnagir“, die aus Vogelkörpern geformt sind. Seltener findet man auch Sonderformen aus anderen Tier- oder auch aus Menschenkörpern.

Mit gutem Grund konzentriert sich John A. Lane bei seiner Darstellung – so wie es auch in der Ausstellung der Fall war – auf die Geschichte des armenischen Buchdrucks in der Diaspora. Denn das armenische Kernland, also im Wesentlichen das Gebiet der heutigen Republik Armenien, spielte bei der Entwicklung des Druckereigewerbes keinerlei Rolle, sondern war über lange Zeit lediglich Abnehmer der Bücher, die von Armeniern in der Diaspora produziert worden waren. Es dauerte bis 1875, bis in Jerewan die erste Buchdruckerei in Betrieb ging – die Armut der Region und vor allem auch die Repressionen durch die jeweils herrschende Staatsmacht (ob Russland, Persien oder das Osmanische Reich) hatten mehr als drei Jahrhunderte den Anschluss an die neuen Technologien verhindert.

Die ersten gedruckten Bücher entstanden in Venedig, wohin um 1511/12 Hakob Meghapart (über dessen Biographie kaum etwas bekannt ist) gekommen war, um armenische Bücher zu produzieren. Er hatte für sein Vorhaben den idealen Ort gewählt, denn Venedig war zu jener Zeit mit rund zweihundert Offizinen, die in zahlreichen Sprachen druckten, eines der Zentren des europäischen Buchdrucks. Außerdem gab es in der Stadt schon seit dem 13. Jahrhundert eine armenische Gemeinde, die vor allem aus Kaufleuten bestand, die Venedig als Drehscheibe für den Handel zwischen West- und Mitteleuropa und dem Orient nutzten. Sie bilde-

ten eine finanzkräftige Kundschaft, und über sie konnten die Druckerzeugnisse auch an weiter entfernte armenische Gemeinden geliefert werden. Außerdem war in Venedig die Zensur der katholischen Kirche nicht so streng wie etwa in Pavia und in Rom, wo in den folgenden Jahrzehnten weitere armenische Druckereien eingerichtet wurden. Da zu jener Zeit religiöse Schriften einen beträchtlichen Teil der Produktion ausmachten, waren die Armenier als Angehörige einer aus damaliger päpstlicher Sicht häretischen orientalischen Kirche immer wieder Zensurschikanen ausgesetzt. So etwa scheiterten über mehr als ein Jahrhundert hinweg alle Versuche, eine Bibel in armenischer Sprache zu drucken. Hakob Meghpart aber konnte 1512/13 in Venedig neben dem Kalender offenbar relativ unbehelligt noch vier weitere Bücher drucken: ein Gebetbuch, ein Messbuch, ein Buch zu astronomischen und medizinischen Themen und eine Sammlung religiöser Dichtung. Danach allerdings gab Meghpart seine Tätigkeit – aus unbekanntenen Gründen – wieder auf, es fanden sich aber bald Nachfolger und Venedig blieb über Jahrhunderte ein wichtiges Zentrum des armenischsprachigen Buchdrucks. Keine Restriktionen durch eine religiös motivierte Zensur gab es für die Armenier hingegen im protestantischen Amsterdam des 17. Jahrhunderts, und daher konnte dort 1668 endlich die erste gedruckte armenischsprachige Bibel erscheinen. Die Startauflage betrug 3000 Stück, was einen bis dahin noch nie erreichten Höhepunkt in der Geschichte des armenischen Buchdrucks darstellte, bei dem zuvor die Auflagenhöhen meist bei 300 bis 400 Stück gelegen hatten.

Dem Thema „Armenischer Buchdruck in Amsterdam“ widmet John A. Lane in seiner Publikation breiten Raum, was durch den Konnex des Werkes mit der Ausstellung in Amsterdam erklärbar ist („highlighting the role of Amsterdam“, heißt es daher auch auf der Rückseite Bandes), was aber in der historischen Darstellung ein wenig unverhältnismäßig erscheint. Andere wichtige Druckorte – darunter auch Wien – kommen dabei etwas zu kurz, mehr Informationen würde man sich auch zu Themen wie etwa die soziale Einbettung der Druckereibetriebe in die Diasporagemeinden, die Abnehmer der Bücher und die Vertriebswege wünschen. Ausführlich geht John A. Lane auf die Entwicklung der armenischen Schrifttypen ein. Der 1955 in den USA geborene und seit 1990 in den Niederlanden tätige Buchdruckhistoriker hat sich in seinen Forschungen auf diesen Bereich spezialisiert, und auch das ist der inhaltlichen Gewichtung des Buches anzumerken. In so manchem Abschnitt scheint die Analyse der einzelnen Letternformen etwas zu detailreich geraten zu sein – zu Recht aber setzt Lane auch bei diesem Thema einen Schwer-

punkt auf Amsterdam. Denn in der berühmten Letternschneiderei und Schriftgießerei von Christoffel van Dijck entstand ab 1658 eine große Anzahl von armenischen Drucktypen, die den steigenden Anforderungen des Bleisatzes und einer veränderten Ästhetik – die sich nicht mehr so stark wie früher an Handschriften orientierte – angepasst waren und über lange Zeit für viele armenische Druckereien als vorbildhaft galten. Das Schneiden der armenischen Lettern war allerdings für Hersteller wie Christoffel van Dijck wegen mangelnder Vorbilder, der ungewohnten Schriftform und auch wegen der fehlenden Kenntnis der Sprache eine mühsame und zeitaufwändige Arbeit – für die sie, wie Lane belegt, oft einen wesentlich über dem üblichen liegenden Preis verrechneten.

Eine eigene Schriftgießerei hatte die 1810 gegründete Buchdruckerei des Wiener Mechitharistenordens (eine armenisch-katholische Kongregation, die auch an ihrem Stammsitz in Venedig lange Zeit eine Druckerei betrieb). Ende des 19. Jahrhunderts verfügten die Wiener Mechitharisten über Typen für rund sechzig verschiedene armenische Schriften, sowie – ebenfalls im eigenen Haus hergestellt – über das Druckmaterial für zahlreiche lateinische und vor allem auch nicht-lateinische Schriften, wie etwa Georgisch, Griechisch, Hebräisch, Koptisch, Kyrillisch, Syrisch, Japanisch und Chinesisch. Diese internationale Ausrichtung war typisch für viele armenische Druckereien in der Diaspora, die an manchen Orten auch zu Initiatoren einer Buchdruckkultur wurden. So etwa richteten Armenier 1636 in Julfa (heute eine Stadtteil von Isfahan) die erste Druckerei auf iranischem Boden ein, 1833 die erste in Jerusalem. Die erste armenische Zeitung wiederum wurde ab 1794 im indischen Madras – wo es eine große armenische Gemeinde gab – produziert.

Zwar wurden im Laufe des 20. Jahrhunderts eine Reihe armenischer Druckereien in der Diaspora geschlossen, meist weil ihnen aus finanziellen Gründen der Wechsel zu neuen Produktionstechnologien nicht möglich war, aber auch deshalb, weil in der seit 1991 unabhängigen früheren Sowjetrepublik Armenien zahlreiche in entsprechender Qualität – und nun ohne inhaltliche Restriktionen – produzierende Betriebe entstanden sind. Dennoch ist der armenische Buchdruck auch weiterhin international: derzeit gibt es in 22 Ländern armenische Druckereien. Das Buch von John A. Lane liefert, trotz eines gewissen inhaltlichen Ungleichgewichts, einen sehr interessanten und anschaulichen Überblick über diese wechselvolle fünfhundertjährige Geschichte.

Barbara Denscher (Wien)

Ernst Tremp (Hrsg.): *Klosterbibliotheken in der Frühen Neuzeit. Süddeutschland, Österreich, Schweiz. Akten der Tagung des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Bibliotheks-, Buch- und Mediengeschichte und der Stiftsbibliothek St. Gallen 28. bis 30. April 2011*. Redaktion: Franziska Schnoor und Karl Schmuki. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2012 (Bibliothek und Wissenschaft 45/2012). ISSN 0067-8236, ISBN 978-3-447-06789-8.

In Abhandlungen zur Bibliotheksgeschichte kommen Klosterbibliotheken hauptsächlich als historisches Phänomen vor. Im *Lexikon des gesamten Buchwesens* 4 (1995) S. 244–245 liest man unter dem Stichwort Klosterbibliotheken, sie seien „der wichtigste und zahlenmäßig größte Bibliothekstyp des abendländischen Mittelalters“. In der Neuzeit hätten sie sich überlebt und ihre Buchbestände seien in „zukunftsträchtige“ Bibliothekstypen übergegangen. Es sind tatsächlich viele barocke Bestände klösterlicher Provenienz nach der Säkularisation in Staatsbesitz gelangt, aber Klosterbibliotheken gibt es natürlich auch heute noch zahlreich. In Österreich, wo die Klösteraufhebungen unter Kaiser Joseph II. wesentlich moderater waren als zuvor jene im revolutionären Frankreich oder danach in den deutschen Fürstentümern, bestehen – einzigartig im europäischen Vergleich – nach wie vor zahlreiche Klosterbibliotheken mit Jahrhunderte währendender Kontinuität und entsprechend umfangreichen historischen Beständen. Außerdem begründeten nichtmonastische Gemeinschaften und Kongregationen des 19. Jahrhunderts zum Teil recht große Studien- und Kollegbibliotheken, ebenfalls nicht selten mit viel älterer Überlieferung. Aber auch im Überblickswerk *Die Bibliotheken Österreichs in Vergangenheit und Gegenwart* (Elemente des Buch- und Bibliothekswesens 7, Wiesbaden 1980) werden die Klosterbibliotheken nur im Kapitel „Die älteren Bibliotheken Österreichs“ behandelt. Es scheint, als existierten die Klosterbibliotheken nur als Anhauch der Geschichte.

In der Forschung haben zuerst bauliche Anlage und Ausstattung der barocken Klosterbibliotheken das Interesse der Kunstgeschichte gefunden. Nach wie vor widmet sich die überwiegende Anzahl an Publikationen über Klosterbibliotheken den prächtigen Schauräumen der großen Abteien. Klemens Löfflers 1922 in zweiter Auflage erschienenes Standardwerk *Deutsche Klosterbibliotheken*, welches eine umfassende Geschichte des klösterlichen Buchgebrauchs bringt, ist bis heute ohne Nachfolger geblieben.

Umso erfreulicher ist es, wenn sich der Wolfenbütteler Arbeitskreis für Bibliotheks-, Buch- und Mediengeschichte in seiner Tagung vom 28. bis 30. April 2011

dem Thema Klosterbibliotheken gewidmet hat. Der Epochenschwerpunkt in die frühe Neuzeit erlaubt, das Thema kulturwissenschaftlich vernetzt zu beleuchten. Die regionale Umgrenzung mit Süddeutschland, Österreich und Schweiz hat sich durch die Kooperation mit der Stiftsbibliothek St. Gallen ergeben, verweist aber auch auf den hohen Stellenwert, den die Klosterbibliotheken hier vor 1800 hatten. Österreich ist, obwohl Heimat von einigen der bedeutendsten Klosterbibliotheken, mit nur zwei Beiträgen deutlich unterrepräsentiert. Bibliotheken von Frauenklöstern sind gar nicht vertreten.

Der vorliegende Tagungsband umfasst insgesamt 15 Beiträge, die in der überwiegenden Zahl Einzelstudien zu verschiedenen Klöstern und ihren Bibliotheken bieten. An Bibliotheken in Schweizer Klöstern werden behandelt: die Benediktinerklöster Rheinau (aufgelöst 1864), Einsiedeln, St. Gallen (aufgehoben 1805) und Pfäfers (aufgehoben 1838), Süddeutschland ist vertreten mit den Benediktinerklöstern Reichenau (aufgehoben 1803), St. Peter auf dem Schwarzwald (aufgehoben 1806), Mariastein (aufgehoben 1874, wiedererrichtet 1971) und Ottobeuren (aufgehoben 1802, wiedererrichtet 1835) und Österreich mit der Bibliothek des Benediktinerstifts Melk. Ein weiterer Aufsatz widmet sich der Bibliothek des Jesuitenkollegs im oberpfälzischen Amberg, die bis zum Verbot des Ordens 1773 bestand. Drei Aufsätze bieten Überblicke bzw. vergleichende bibliothekswissenschaftliche Forschungsergebnisse.

Alois Schmid öffnet in seinem Beitrag, der dem Band zu Recht vorangestellt ist und durchaus als Einführung ins Thema gelten darf, eine weite Perspektive auf die oberdeutsche Klosterbibliothekenlandschaft und ihre Bedeutung für die Kulturleistung und Wissensproduktion ihrer Epoche. Als Kenner der bayerischen Landesgeschichte vergleicht Schmid die Buchkulturen der verschiedenen in Bayern niedergelassenen Orden und stellt sie in den Kontext kultureller Vernetzungen. Insbesondere streicht er ihre Bedeutung für die Forschungslandschaft des 17. und 18. Jahrhunderts heraus, seien doch die Klosterbibliotheken mit aktueller wissenschaftlicher Literatur wesentlich besser bestückt gewesen als selbst die Hof- und Universitätsbibliotheken. Was die kunsthistorische Ausstattung betrifft, blieben die Büchermagazine der Adelsschlösser weit hinter den prächtigen Schaubibliotheken der oberdeutschen Klöster zurück. Schmid gibt einen guten Überblick über die Zusammensetzung klösterlicher Büchersammlungen und ihren Gebrauchswert für die Mönche für theologische Forschungen, zur Verwendung im klösterlichen Alltag und auch als Sammelobjekte. Die Aufklärung wurde als Bildungsbewegung schon

früh in den Klöstern rezipiert und verband sich hier mit bibliophilen und antiquarischen Neigungen. Dass man aber in einem Kloster eigentlich keine Verwendung für Bücher über Pferdezucht und Tanzkunst gehabt hätte, unterschätzt doch ein wenig, was die Barockprälaten bei der Leitung ihrer Klosterwirtschaften ebenso wie in gepflegter Konversation in gehobener Gesellschaft an Wissen zur Verfügung haben mussten.

Dem Überblick Schmidts über die bayerischen Klosterbibliotheken folgt ein solcher von Hanspeter Marti über die Schweizer. Als Mitarbeiter am *Handbuch der historischen Buchbestände in der Schweiz*, das 2011 erschienen ist, beschreibt er die von ihm bearbeiteten Bibliotheken der Deutschschweiz, nämlich zwanzig in Mendikantenklöstern, davon mehr als die Hälfte Kapuzinerbibliotheken, 13 in Klöstern der Prälatenorden, unter denen Einsiedeln und St. Gallen die größten sind, sowie vier Bibliotheken von Frauenklöstern. Gleichzeitig weist Marti darauf hin, dass „das ‚Handbuch‘ im Hinblick auf die Klosterbibliotheken einen Vollständigkeitsgrad von deutlich unter 50 Prozent“ aufweist (S. 48). Immerhin wurden aber viele, bislang weitgehend unbekannte Bibliotheksbestände durch ihre ausführliche Beschreibung der Forschung zugänglich gemacht, womit ein erster Schritt zur bibliothekswissenschaftlichen Bearbeitung dieses an Desideraten so reichen Feldes gegeben wäre. Eine solche Forschung wäre auch notwendig, um bei den kulturpolitisch Verantwortlichen das Bewusstsein für den hohen Wert des kulturellen Bucherbes in klösterlicher Überlieferung zu fördern, besteht doch angesichts der Schließung vieler Klöster und damit der Gefährdung dieser Bestände akuter Handlungsbedarf.

Der Leiter der Abteilung Alte Drucke in der Zentralbibliothek Zürich Urs B. Leu hat für eine fundierte Darstellung der Bestandsgeschichte des Klosters Rheinau die Kammereirechnungen ausgewertet und festgestellt, dass die Ausgaben für Buchankäufe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts enorm anstiegen, insbesondere aufgrund der Förderung der Bibliothek durch die Äbte. Aus deren Rechnungsbüchern gehen die Titel der angekauften Bücher hervor. Ein aus 1755 überlieferter Bibliothekskatalog enthält eine Aufstellungssystematik, die im wesentlichen der Einteilung der Fakultäten der Universitäten folgt, nämlich Philosophie und freie Künste, die zehn Disziplinen der Theologie in der frühen Neuzeit, nämlich Hierographie (Bibelausgaben), Hermeneutik, Patristik, Dogmatik, Polemik, Moralthologie, Aszetik, Homiletik, Liturgik und Synodik, Bücher des kanonischen und des säkularen Rechts, Kirchen- und Profangeschichte und Medizin. Eigene Abteilungen gab es außerdem für fremdsprachige Literatur und für „verbotene

Bücher“, also Druckwerke, die von Rom als häretisch indiziert wurden, deren Lektüre aber Gelehrten für die Anfertigung von Verteidigungsschriften erlaubt wurde. Im 18. Jahrhundert war die Anzahl der Bücher in der Klosterbibliothek noch mit jener der nahegelegenen Züricher Stadtbibliothek vergleichbar, aber im 19. Jahrhundert wuchs die Büchersammlung der Bürger rasch an, während sie bei den Mönchen stagnierte. Nach der Aufhebung Rheinaus 1864 wurde die Klosterbibliothek der Züricher Kantonsbibliothek einverleibt.

Magda Fischer stellt in ihrem Beitrag über das Reichenauer Kulturerbe die spannende Frage, wie die Benediktiner des 18. Jahrhunderts mit ihrem einzigartigen Kulturerbe, besonders mit ihren kostbaren mittelalterlichen Handschriften, umgingen. Für die Prälätenorden waren ihre Bücherschätze, die sie in repräsentativ ausgestatteten Bibliothekssälen aufstellten, ein Medium des Traditionsbewusstseins und der Selbstvergewisserung. Der Anstoß zur Bearbeitung und Erfassung der handschriftlichen Überlieferung kam im Kloster Reichenau aber von außen, nämlich durch das Projekt des Melker Bibliothekars und Gelehrten Bernhard Pez, der ein umfassendes Kompendium über die Schriftsteller des Benediktinerordens in Geschichte und Gegenwart plante und damit wesentliche Impulse für die Entwicklung der historischen Hilfswissenschaften, insbesondere einer kritischen Handschriftenkunde, gab. Das historische Bucherbe war auf der Reichenau aber nicht nur von akademischem Interesse, man zog es auch heran, um Klostertraditionen zu untermauern und sich gegen Inkorporationsansprüche des Konstanzer Bischofs zu wehren oder um zur Wiederbelebung einer Heilig-Blut-Wallfahrt die Echtheit einer Reliquie nachzuweisen. So stand die Reichenauer Bibliothek im Brennpunkt zwischen Wissenschaftsdiskurs und Klosterpolitik.

Ein Forschungsprojekt über die Büchersammlung der Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald stellt Angela Karasch von der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau vor. Die Bibliothek wurde nach der Klosteraufhebung zerstreut und wird nun anhand des bis 1774 geführten Katalogs rekonstruiert. Die noch vorhandenen Bücher werden digitalisiert und in einer „virtuellen Bibliothek St. Peter“ wieder zusammengeführt. Damit erhofft man sich auch weitere Aufschlüsse über das Bildprogramm des barocken Bibliothekssaals, der unter anderem mit einer Emblemmfolge ausgestattet ist.

P. Odo Lang OSB führt in seinem Beitrag durch die Geschichte „seiner“ Bibliothek, der Klosterbibliothek von Einsiedeln zwischen 1500 und 1800, und bringt einen Abriss über die Buchankäufe der Äbte, über Schenkungen von

Büchersammlungen aus Stiftungen und testamentarischen Verfügungen und auch über manch kritische Stimme von Gästen in der Bibliothek. Aus bibliothekshistorischer Sicht sind insbesondere seine Ausführungen über die Geschichte des Amtes des Stiftsbibliothekars von Interesse, über die unter anderem eine rare Amtsinstruktion des 17. Jahrhunderts Aufschluss gibt.

Die nicht bloß virtuelle, sondern tatsächliche Wiederherstellung einer Klosterbibliothek bezeichnet P. Lukas Schenker OSB aus dem Kloster Mariastein zu Recht als Sonderfall. Es wurde nämlich das 1874 aufgehobene Kloster 1971 wiedererrichtet. Der Bibliothekssaal wurde saniert und 1998 die Bücher aus Mariasteiner Provenienz von der Zentralbibliothek Solothurn zurückgegeben und hier neu aufgestellt. Der Mariasteiner Konvent hatte nach der Aufhebung des Klosters im Zuge des Schweizer Kulturkampfs Asyl in Österreich gefunden und das sogenannte Gallusstift in Bregenz, das ihm durch eine adelige Stiftung zufiel, zu einem Kloster mit eigenem Bibliotheksflügel ausgebaut. Nachdem der Konvent nach Mariastein zurückgekehrt war, kaufte das Land Vorarlberg den Klosterbau und richtete hier 1986 die Vorarlberger Landesbibliothek ein.

Ein ähnliches Schicksal wie Mariastein, allerdings mit weniger glücklichem Ausgang, teilte die Bibliothek des 1838 aufgehobenen Benediktinerklosters Pfäfers, über die Jakob Kuratli Hüebli vom Stiftsarchiv St. Gallen berichtet. Für den von der Aufhebungskommission beauftragten Kantonsarchivar, der die Bücher des ehemaligen Klosters zum Zweck des Verkaufs zu schätzen hatte, waren zwei Drittel des Bestands wertlose theologische und aszetische Literatur, die auf dem Buchmarkt keinen Ertrag erzielen würden und daher eingestampft werden sollten. Ein Teil der als aufhebenswert befundenen Drucke und Handschriften wurden der Bibliothek des bereits aufgehobenen Klosters St. Gallen einverleibt, andere Bestände wurden zerstreut und erlitten ein wechselhaftes Schicksal.

Aus allen Einzelstudien über Klosterbibliotheken wird deutlich, dass sich bedeutende Änderungen in der Geschichte dieser Büchersammlungen, ihres Bestandsaufbaus und ihrer Erschließung, zumeist auf wenige einzelne Personen zurückführen lassen: auf einen Bücher liebenden Abt, einen umtriebigen Bibliothekar oder einen forschenden Gelehrten im Konvent. Für das Benediktinerkloster Ottobeuren war eine dieser prägenden Gestalten der Mönch und Humanist Nikolaus Ellenberg († 1543), den P. Ulrich Faust OSB in seinem Beitrag vorstellt. Ellenberg hatte neben anderen Stiftsämtern auch das des Bibliothekars inne und trug wesentlich zur Vermehrung des Bücherschatzes bei, war aber zugleich auch der eifrig-

ste Benützer der Klosterbibliothek und verfasste selbst hauptsächlich kontroverstheologische Schriften.

Auch das Benediktinerstift Melk erfuhr im Humanismus eine umfangreiche Vermehrung seines Buchbesitzes, wie der Melker Stiftsbibliothekar P. Gottfried Glaßner OSB in seinem Aufsatz ausführt. Einen besonderen Zuwachs erhielt das Kloster im 17. Jahrhundert aus dem Nachlass von Dr. Johannes Häringshauser. Es handelt sich um eine Sammlung seltener naturkundlich-medizinischer und astronomischer Druckwerke. Erst kürzlich konnte der Nachlassgeber als Vater des Melker Konventualen P. Sigismund Häringshauser identifiziert werden. Dieser war von 1656 bis 1680 Bibliothekar in Melk und legte auch den ersten Katalog an.

Für die Geschichte nicht weniger Bibliotheken in Benediktinerklöstern ist der bereits genannte Melker Stiftsbibliothekar und Gelehrte Bernhard Pez (1683–1735) bedeutsam, den Thomas Stockinger in seinem Beitrag vorstellt. Der Verfasser ist Mitarbeiter im österreichischen Forschungsprojekt „Monastische Aufklärung und die benediktinische Gelehrtenrepublik“, welches unter anderem die Korrespondenz der leiblichen Brüder und Melker Konventualen Bernhard und Hieronymus Pez ediert. Stockinger stellt detailliert die Aktivitäten von Bernhard Pez beim Buchankauf, aber auch beim Büchertausch, vor, und geht der Frage nach, welchen Einfluss Bernhards Arbeiten als Gelehrter auf die Stiftsbibliothek, ihre Betreuung und Bearbeitung, nahm.

Georg Schott untersucht in seinem Beitrag unter dem Titel „Die weltberühmte Bücherey“ – als solche wird in einer Leichenpredigt die St. Gallener Stiftsbibliothek bezeichnet – die Schauqualität und das Kommunikationspotential barocker Bibliotheken und stellt diese in einen Kontext zu festlicher Gelegenheitsliteratur eines Klosters. Attraktive Prunksäle sollten ebenso wie Lobreden und Festtagsgedichte den Ruhm eines Klosters und seiner Vorsteher repräsentieren und dem Profil des Klosters nach außen ein festliches Gepräge geben.

Mit den mehr handfesten Aspekten des klösterlichen Bibliothekswesens befasst sich Ernst Tresp in seinem Beitrag über die St. Gallener Klosterdruckerei in der Barockzeit. Klosterdruckereien ersetzten nicht einfach die mittelalterlichen Skriptorien, sondern wurden aufgrund betriebswirtschaftlicher Entscheidungen gegründet, wenn, wie in St. Gallen, der Bedarf an Druckerzeugnissen sich in Eigenproduktion besser abdecken ließ als über beauftragte Buchdrucker und Buchbinder. Während im 17. Jahrhundert die Produktion von Klosterdrucken mit durchschnittlich weniger als zwei Drucken pro Jahr auf einem bescheidenen Niveau blieb, erlebte sie ab 1740

einen markanten Aufstieg und erreichte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen Durchschnitt von zehn bis 15 Drucken jährlich. Gedruckt wurden Thesenblätter, Bruderschaftstraktate, Schulbücher, Erziehungsschriften, Gebets- und Ablassbüchlein und weiteres Erbauungsschriftgut.

Was die Bibliothek von St. Gallen durch die hauseigene Bibliothek an Druckwerken gewann, verlor sie andererseits durch wiederholte „Bibliotheksreinigungen“, die Karl Schmuki von der Stiftsbibliothek St. Gallen in seinem Beitrag beschreibt. Dabei wurden Bücher mit verdächtigem häretischen Inhalt purgiert, indem Seiten herausgeschnitten oder einzelne Textteile durch Abschaben oder Schwärzung getilgt wurden. Solche Reinigungen führte für die St. Gallener Mönche im 16. Jahrhundert ein Jesuitenpater des Dillinger Kollegs, an dem viele Benediktiner studierten, durch. Im 17. Jahrhundert übernahm diese Aufgabe ein St. Gallener Konventuale. Diesen Aktionen fielen selbst naturkundliche Werke zum Opfer, die einen lutherischen Autor hatten. Katholiken durften dieses Buch erst zur Hand nehmen, nachdem der Autorenname am Titelblatt getilgt worden war.

Von Jesuiten und dem Umgang mit verbotener Literatur ist auch im Beitrag von Christine Paschen über die Amberger Jesuitenbibliothek die Rede. In der Kollegsbibliothek waren die häretischen Bücher in einer eigenen Abteilung unter Verschluss. 1630 veranstalteten die Jesuiten mit den Klein- und Gebrauchsschriften lutherischer Provenienz, also mit Gebetbüchern, Postillen, Gesang- und Erbauungsbüchern, eine spektakuläre Bücherverbrennung vor den Stadttoren Ambergs. Auch Spuren von Purgierungen wie in St. Gallen sind in Büchern aus der Jesuitenbibliothek nachweisbar.

Da die Kollegien und Residenzen der Gesellschaft Jesu nach dem Verbot des Ordens 1773 ganz unterschiedlichen Nachnutzungen zugeführt und die Bibliotheksräume in den meisten Fällen geleert und anders weiterverwendet wurden, sind die Jesuitenbibliotheken als barocke Schaubibliotheken im kulturellen Gedächtnis und in der kulturwissenschaftlichen Forschung kaum präsent. Noch weniger von der Forschung beleuchtet sind die frühneuzeitlichen Bibliotheksräume und Buchbestände anderer, im deutschsprachigen Raum zur Gänze erloschener Orden wie etwa der Barnabiten oder Theatiner.

Dem vorliegenden Band kommt das große Verdienst zu, auf der noch recht weißen Landkarte der Erforschung der Kloster- und Ordensbibliothekslandschaft ein paar kräftige Farbtupfer aufgetragen zu haben. Viele interessante und bislang unbekannte Einzelstudien aus der frühneuzeitlichen Bibliotheksgeschichte vor allem des

Benediktinerordens wurden zutage gefördert und geben interessante Einblicke in viele Aspekte: Sammeltätigkeit, Anschaffungspolitik, das Amt des Klosterbibliothekars und dessen wissenschaftliche Tätigkeiten, Bücherschenkungen, Spezialsammlungen und der Umgang mit verbotener Literatur. Damit wird sehr anschaulich, wie vielfältig und wertvoll die bibliothekshistorischen Forschungen für die allgemeine Kultur- und Bildungsgeschichte sind, in der die Klöster und Ordensgemeinschaften nicht nur der frühen Neuzeit eine wichtige Rolle gespielt haben. Auf weitere Studien und insbesondere vergleichende Forschungen ist mit Recht zu hoffen.

Helga Penz (Wien)

Uwe Jochum, Armin Schlechter (Hrsg.): *Das Ende der Bibliothek? Vom Wert des Analogien*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2011. (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie: Sonderbände 105). 133 S., Ill. ISBN 978-3-465-03722-4; € 99,00 bzw. 44,00/39,60 (Reihenpr.)

Der Band bringt die Ergebnisse eines im Jahr 2010 vom Forschungszentrum Gotha für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt und der Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha abgehaltenen Arbeitsgespräches, an dem zwölf Referenten (von denen zehn im Buch zu finden sind), sich mit den Themenkreisen „Kontexte: Politik und Ökonomie“, „Bibliothekstechnik“, „Begrifflichkeiten“ und „Medialität“ beschäftigten. Das Thema hat seither nichts an Brisanz verloren – im Gegenteil. Die rezenten Entwicklungen in unseren Bibliotheken und die entsprechenden Publikationen der Akteure vertiefen diesen Eindruck. „Das Ziel der Tagung war, die Entwicklung des Internets und seine Implikationen für das Buch- und Bibliothekswesen zu betrachten, dessen Akteure mehrheitlich mit einem in erster Linie naturwissenschaftlich konnotierten Informationsbegriff operieren“ schreibt der Co-Herausgeber Armin Schlechter in der Einleitung (S. 7). Der Befund eines „asymmetrischen Wettbewerbs zwischen forsch auf tretenden privatwissenschaftlich agierenden Unternehmen und den Bibliotheken der öffentlichen Hand“ (S. 8) zieht sich durch die meisten Beiträge der thüringischen Tagung. Teilnehmer waren deutsche Bibliothekare, Medien-, Kultur- und Literaturwissenschaftler, Journalisten und Verleger.

Wer Argumentationshilfe im Kampf gegen die unreflektierte Auslieferung des kulturellen Substrates an die digitale Welt sucht, findet sie im Artikel des wortgewaltig-

gen Konstanzer Bibliotheksvordenkers Uwe Jochum, im Gegenzug können die Adepten der „Googlisierung“ hier die Munition ihrer Gegner studieren. Den Beginn des Prozesses der „Selbstabschaffung der Bibliotheken“, so der Titel, datiert Jochum präzise auf das Jahr 1965, in dem der amerikanische Computer- und Informations-Pionier J.C.R. Licklider unter dem Titel „Libraries of the future“ eine Programmschrift publiziert hat, die die Abkehr der Bibliotheken vom Medium Buch bezweckte. Auslöser war der „Sputnik-Schock“ des Jahres 1957, der die Amerikaner vor die Notwendigkeit stellte, ihre wissenschaftlich-technischen Informationsprozesse auf eine neue Basis zu stellen. Die folgende Transformation der klassischen Bibliotheken zu datentechnisch optimierten Zukunftseinrichtungen passte perfekt ins Konzept jener Geisteswissenschaftler, „die sich unter der Fahne des Poststrukturalismus daran machten, den Geisteswissenschaften den Geist auszutreiben“ (S. 13). Das hatte zur Folge, dass die Vorstellung von „Information“ als Rohstoff den Wechsel von einem Bildungs- zu einem ökonomischen Kontext einleitete, dem wir heute im Bibliothekswesen offenbar unwiderruflich ausgesetzt sind. Jochums Fazit: „Man muss die bibliothekarischen Grundbegriffe, die Ausbildungseinrichtungen, die Organisationsformen und die personellen Rekrutierungsmechanismen so umwenden, dass die Bibliotheken nicht länger mehr mit unablässigem Tempo in jenem Abschaffungszug fahren, dessen unterirdische Endstation ‚Google‘ heißt.“ (S. 25).

Georg Siebeck, Direktor des Mohr-Siebeck-Verlages in Tübingen, der vorwiegend theologische und rechtswissenschaftliche Fachliteratur veröffentlicht, hat die Digitalisierung an ihren beiden Enden im Griff: 2010 schenkte er das Archiv seines 200 Jahre im Familienbesitz bestehenden Verlagshauses der Staatsbibliothek zu Berlin, mit der Auflage, es innerhalb von fünf Jahren zu erschließen und teilweise zu digitalisieren. In seinem Beitrag „Die Vielfalt der Bibliotheken und die Produktion der Verlage“ bringt er sieben Thesen, die er durch statistische Angaben aus der Produktion seines Hauses untermauert. Siebecks Position: „Wir Verlage haben darüber nachzudenken, wie wir ohne Beschädigung der von den Autoren und Herausgebern geschaffenen Werke auf ökonomisch sinnvolle Weise außer den gedruckten Büchern auch deren Text in digital lesbarer Form zur Verfügung stellen.“ (S. 31) Zum „gross access“ digitaler Bücher bzw. ganzer „e-Book collections“ meint der Verleger: „Eine solche Bündelung von Bücher- und Zeitschriftenangeboten ist zwar kurzfristig eine Rationalisierungsmaßnahme. Sie steigert aber zugleich die Wahrscheinlichkeit von krisenhaften Entwicklungen.“ (S. 32)

Der Text „Gewandelte Zentralinstanz. Vom Bibliotheksdieners zum OPAC“ des in Weimar lehrenden Medienhistorikers Markus Krajewski wird demjenigen bekannt vorkommen, der etwa die 2010 publizierte brillante Studie des Autors „Der Diener: Mediengeschichte einer Figur zwischen König und Klient“ gelesen hat. Ausgehend von dem vielzitierten Kapitel 100 in Musils „Mann ohne Eigenschaften“, in dem General Stumm von Bordwehr zur Erkenntnis kommt, dass „die einzigen Menschen, die eine verlässliche geistige Ordnung besitzen, die Bibliotheksdieners sind“, beschreibt Krajewski deren Aufgabe des Navigierens zwischen Büchern, Personen und Orten: „Der Bibliotheksdieners, so die hier vertretene These, ist das Übertragungsmedium, das den eigentlichen Zugang (zum Buch oder anderen ephemeren Elementen) ermöglicht, indem es die virtuelle Ordnung des Katalogs zu übersetzen vermag in die endlosen Bücherreihen des Magazins“ (S. 39). Der in seinen Funktionen als Bote, Lotse, Übersetzer, Medium, Messenger, Magaziner dargestellte Bibliotheksdieners biete bzw. bot darüber hinaus als vertrauenswürdige Ansprechperson für den Benützer „einen kostenlosen und beiläufigen Abstract-Dienst“. Die Transformation des Dieners (servant) in den Server der OPACs und sein graduelles Verschwinden in der Realität bedeute jedoch nicht die baldige Abschaffung dieser zentralen Instanz der analogen Bibliothek. (Man könnte anmerken, dass, im Gegenteil, die Informations-Abteilungen heutiger Bibliotheken mit ihren elektronisch elaborierten und administrativ hypertrophen Aktivitäten die alte Dienerfunktion mit neuen Domestikenaufgaben aufladen.)

Die als Medien- und Literaturwissenschaftlerin an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe lehrende Christine Heibach untersucht in ihrem Beitrag „(De)Lethe. Über das Problem des Vergessens im digitalen Zeitalter“ – ausgehend von Jan und Aleida Assmanns Modell des kulturellen Gedächtnisses als Funktions- und als Speichergedächtnis – die durch die Digitalisierung ausgelösten Ambivalenzen. Die Autorin thematisiert das Internet als Gegenstand kulturellen Gedächtnisses. Das „absichtsvolle“ und das „absichtslose Vergessen“ vollzieht sich im virtuellen Raum noch ungeordnet, die zentrale Frage: „wer sollte über die Kriterien des Bewahrenswerten – und damit gleichzeitig über die Kriterien, nach denen absichtsvoll vergessen und gelöscht wird“, entscheiden (S. 69), bringt wiederum die Bibliotheken ins Spiel. Diese beginnen sich heute jedoch von ihren aufklärerisch-demokratischen Vorgaben und Konzepten zu entfernen und lassen eine Rückkehr zu feudalen Strukturen, siehe das moderne kulturelle Mäzenatentum, erkennen.

Von einer anderen Seite nähert sich Reinhard Laube, stv. Direktor der Niedersächsischen Landesbibliothek in Hannover, der Frage nach der Verortung heutiger Bibliotheken. Unter dem sperrigen Titel „Selbstbeschreibungen von Bibliotheken, Herausforderungen durch Informationszentren und Topographien des Wissens und der Memoria“ erläutert er die gegensätzlichen Zuschreibungen der Bibliothek als Ort der Memoria und als Agentur der Informationsgesellschaft, die nach neuen Lösungen für Organisation und Raum verlangen.

Der Direktor der Anna Amalia-Bibliothek in Weimar, Michael Knoche, berichtet unter dem Titel „Original oder digital? Die Rekonstruktion des verbrannten Buchbestandes in Weimar“ von den Überlegungen nach dem Brand im Jahr 2004. Damals wurden nicht weniger als 50.000 Bände vernichtet, das waren 60 % des historischen Buchbestandes. Eine digital-virtuelle Rekonstruktion bot sich an, trotzdem entschied man sich für den teureren und mühevolleren Weg der Wiederbeschaffung von Originalen. Dabei wurden Fragen nach der Sinnhaftigkeit eines derartigen Stückwerkes und nach dem fehlenden Sammlungszusammenhang der Neuanschaffungen gestellt und nicht zuletzt nach der Veränderung der Bibliothek durch die Wiederbeschaffungsmaßnahmen (neue Sammlungskazette, gesteigerte Akzeptanz). Besonders interessant im Hinblick auf das Tagungsthema ist die Überlegung, welchen Mehrwert an Erkenntnis originale Bücher gegenüber digitalisierten bieten. Eine der Überlegungen hierzu ist: „Das Original bewirkt auch – anders als das moderne technische Medium – historische Distanz und sorgt für eine weniger naive Einstellung des Rezipienten zum Objekt“ (S. 90).

Bernhard Fischer, der Direktor des Goethe und Schiller-Archivs in Weimar, weist in seinem Beitrag „Von der Handschrift zum Digitalisat. Kehrseiten der Wissensgesellschaft“ auf das grundlegende Dilemma seiner Institution hin: „Literaturarchive dienen der Kritik und dem Kanon gleichermaßen, der subversive Sinn streitet mit der identitätsstiftenden Funktion.“ Angesichts der „urdemokratischen“ Vorzüge der elektronischen Medien kommt er zum Schluss: „Von daher muss man aus grundsätzlichen Erwägungen für eine flächendeckende Digitalisierung votieren, obwohl sie pragmatisch vermutlich nie ein vertretbares Verhältnis von Aufwand und Effekt zeitigen wird“ (S. 99). Dem Archivar stellt sich allerdings die Frage, ob es sinnvoll sei, Millionen Blatt Papier in Kurrent- bzw. Frakturschrift ins Netz zu stellen. Da die „Zukunftskosten“ der Digitalisierung (durch Datenalterung, Risiken bei Konversion und Migration) nicht absehbar sind, sei für die Langzeitarchivierung die Mikroverfilmung nach wie vor eine Option.

Armin Schlechter von der Pfälzischen Landesbibliothek Speyer (vor mals Leiter der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek Heidelberg) analysiert in seinem Beitrag „Textträger, archäologisches Objekt und historischer Mosaikstein. Was bleibt vom Alten Buch?“ das Wesen des Alten Buches, wie es sich bis zum 19. Jahrhundert entwickelt hat und fragt nach seinem bleibenden Wert. Diesen konstituieren Unikateigenschaften, die jedes Exemplar, unabhängig von der Textebene, zu einer eigenen historischen Quelle machen. Auf der nächsten Stufe gelangt man zur Ensembleebene, die etwa Einbände einer bestimmten Werkstatt oder fest umrissene Provenienzensembles betreffen kann. Als dritte Ebene bezeichnet Schlechter „Aggregatzustände historischer Ensembles“ im Besitz heutiger Bibliotheken. „Die Beschäftigung mit dem Alten Buch innerhalb des deutschen wissenschaftlichen Bibliothekswesens rückt mehr und mehr an den Rand“ (S. 106) konstatiert Schlechter, die Erschließung der historischen Objekte werde, abgesehen von Handschriften- und Inkunabelkatalogen, am ehesten in fachwissenschaftlichen Aufsätzen und in Ausstellungskatalogen geleistet. (Diesem Befund ist aus österreichischer Sicht wohl nichts hinzuzufügen – leider.) Doch „letztlich bietet das Alte Buch einen fast uferlosen Quellenfonds, dessen Erschließung eine historische Hilfswissenschaft konstatiert“ (S. 113). Auch diese Feststellung wird angesichts der fortschreitenden Marginalisierung der traditionellen historischen Hilfswissenschaften nicht zur Stimmungsaufhellung der Fachleute beitragen.

Den Abschluss des Bandes bildet der kurze, pointierte Beitrag des Heidelberger Editionswissenschaftlers (Kleist, Kafka) und Buchhistorikers Roland Reuß: „Das Buch und seine Typographie in Zeiten der Hypnose“. Der Autor bezieht sich damit auf Marshall McLuhans These, das Aufkommen eines neuen Mediums führe jeweils zu einer kollektiven Hypnose der unvorbereiteten Gesellschaft. Reuß setzt sich vehement für die Typographie als lesephysiologische Notwendigkeit ein. Sein Befund „Es gibt aber nichts, was bis auf Weiteres für die intensive Übertragung von Wissen adäquater, ‚sexier‘ wäre, als das gedruckte Buch“ (S. 116), dem jeder native Buchmensch zustimmen wird, macht hier jedoch den Eindruck des Pfeifens im Wald. Das „Programm zur kollektiven Verdummung“ (S. 119) ist längst aktiv, Roland Reuß (im Jahr 2009 Initiator des kontrovers aufgenommenen „Heidelberger Appells für Publikationsfreiheit und die Wahrung der Urheberrechte“ <http://www.textkritik.de/urheberrecht/>) ist mittlerweile selbst zu dessen Opfer geworden.

Leider finden sich im vorliegenden Band nicht alle Symposionsbeiträge, insgesamt lässt sich eine gewisse Unausgeglichenheit der Meinungen feststellen, die Argumente der Digitalisierungsskeptiker überwiegen. Darum ist es besonders bedauernd, dass die Paneldiskussionen in den Tagungsband nicht Eingang gefunden haben – zu gerne hätte man die Konfrontation der Kontrahenten im O-Ton nachverfolgt. Ein großes Plus ist das 13 Seiten umfassende Literaturverzeichnis, das die in den Fußnoten der einzelnen Beiträge angeführten Quellen vereint, und zwar nicht in dem üblichen fußnotenwinzigen Schriftgrad.

Auf der Materialebene zeigt sich das Buch als bester Beweis für die Argumente des Typographieexperten Reuß und lässt, wie fast alle Bände der Serie, in Aufmachung und Ausstattung keine Wünsche offen: PEFC-zertifiziertes, alterungsbeständiges Papier, Perfektion in Satz und Druck, wie sie bei wissenschaftlichen Publikationen heute nicht ohne weiteres erwartet werden kann, Fadenheftung, dunkelblauer Leineneinband mit Rückenschildchen – ein nicht nur gehaltvolles, sondern auch schönes Buch, das man gerne in die Hand nimmt!

Eva Hüttl-Hubert (Wien)

Exlibris – Die Welt im Kleinformat. Klein- und Gebrauchsgrafik aus der Blütezeit des künstlerischen Exlibris. Stiftung Museum Schloss Moyland (08.03. - 14.06.2009) mit Texten von Alexander Grönert, Elke Schutt-Kehm, Henry Tauber, Maria Tetzlaff & Axel Vater Ausstellungskatalog, Deutsch gebunden, 230 Seiten, 526 Farbbildungen 29,5 x 22,5 cm. Herausgeber: Stiftung Museum Schloss Moyland, Bedburg-Hau, 2009. ISBN-13: 978-3-935166-46-1; € 34,90.

2009, im Jahr der Graphik, entschloss sich das Museum Schloss Moyland bei Bedburg-Hau (Nordrhein-Westfalen) seinen rund 500 Blätter umfassenden Bestand an Exlibris in einer Ausstellung zu präsentieren. Die Bucheignerzeichen sind Teil der Kunstsammlung der Brüder Hans und Franz Joseph van der Grinten, die Werke der bildenden Kunst seit dem 19. Jh., vor allem aber Arbeiten von Joseph Beuys umfasst.

Dass sich ein Museum, das den weltweit umfangreichsten Bestand an künstlerischen Werken und Archivalien von Joseph Beuys besitzt und dessen wissenschaftlich-museale Kompetenz wohl in der Erforschung und Präsentation der Tendenzen der bildenden Kunst nach 1945 liegt, mit der Geschichte des Exlibris beschäftigt, ist erstaunlich. Ziel der Ausstellung, schreibt Bettina Paust, damals stellvertretende

Künstlerische Direktorin im Vorwort zu dem über 200 Seiten umfassenden Katalog, war, „die verzweigten Entwicklungen und Strömungen der Exlibris-Kunst zwischen 1890 und 1930 [aufzuzeigen], in der das einstige Bucheignerzeichen als Produkt der angewandten Kunst zum begehrten künstlerischen Sammlerobjekt wurde.“ Um dieses Vorhaben zu realisieren, wurde ein externer Kurator, der Kunsthistoriker Alexander Grönert – nun wissenschaftlicher Mitarbeiter des Museums und Leiter der Sammlung „Malerei, Skulptur, Fotografie, Angewandte Kunst“ – engagiert, die hauseigene Sammlung mit Leihgaben von öffentlichen Institutionen (u. a. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Gutenberg-Museum Mainz, Frederikshavn Kunstmuseum & Exlibrissamling) und privaten SammlerInnen (Exlibris-Sammlungen von Beate und Axel Vater bzw. von Henry Tauber) ergänzt und insgesamt über 800 Exponate präsentiert. Für den Ausstellungskatalog, dessen Texte überwiegend von Alexander Grönert stammen, konnten zudem die Kunsthistoriker und Exlibris-ExpertInnen Elke Schutt-Kehm und Henry Tauber als Beiträger gewonnen werden. Anmerkungen zur Erschließung von Exlibris-Sammlungen bzw. Künstlerbiographien und Texte zu häufig vorkommenden Motiven auf Exlibris steuerten die Bibliothekarin Maria Tetzlaff bzw. der Maler, Graphiker und Exlibris-Künstler Axel Vater bei.

Bereits ein erstes Hineinlesen und -schauen in die Publikation offenbart, dass ein sowohl zeitlich als auch geographisch eingeschränkter Zugang, der aus dem kleinen museumseigenen Exlibris-Bestand resultiert, als breite Überblicksdarstellung zur Geschichte des Exlibris im ersten Drittel des 20. Jh. „verkauft“ wird. Unbehagen kommt auf, wenn das von Ende des 19. Jh. bis in die Mitte der 1930er Jahre in Europa grassierende Exlibris-Fieber – Elke Schutt-Kehm, Kuratorin der Exlibris-Sammlung des Gutenberg-Museums Mainz, schätzt, dass allein in Deutschland zwischen 1890 und 1925 über 100.000 Blätter in Auftrag gegeben wurden –, als die Blütezeit des Bucheignerzeichens bezeichnet wird. Denn ihre erste Blütezeit erlebten die Bucheignerzeichen vom letzten Viertel des 15. Jh. bis ins 18. Jh., als zunächst Adelige, geistliche Würdenträger und humanistische Gelehrte bzw. in Folge ein aufstrebendes Bürgertum in die Gutenberg-Galaxis eintraten und ihre Bildung und kulturelle Kompetenz demonstrierenden Bücherschätze mit einem Eigentumsvermerk versahen. Immerhin ist diese erste Glanzzeit des Exlibris mit Namen wie Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Barthel Beham und anderen Meistern der Zeit verbunden, und man bedauert, dass Alexander Grönert sie im Vorbeigehen abhandelt. Er konzentriert sich in seiner Einführung in die Geschichte des Exlibris und seiner

Begriffsdefinition des Mediums auf jene Zeit, in der das Bücherzeichen, nachdem es um die Mitte des 19. Jh. im Zuge der Massenproduktion lieblos gestalteter Bücher seine Bedeutung verloren hatte, wie ein Phönix aus der Asche stieg: auf das letzte Viertel des 19. Jh., als drei Bewegungen – die am Wappen-Exlibris interessierten Heraldiker, die von England ausgehende Buchkunstbewegung und ein sammelwütiges Bildungsbürgertum – das Exlibris wiederentdeckten und es im Zuge der Rezeption durch diese Gruppen seine Funktion als Besitzvermerk verlor und ein Eigenleben als kleinformatige Künstlergraphik zu führen begann.

Hier und in den einleitenden Texten zu den Abschnitten „Neue Heraldik“, „Jugendstil und Buchkunstbewegung“ und „Zwischen Kunst und Gebrauchsgrafik“ sind Grönerts Texte vielfach prägnant, gut lesbar und bieten einem interessierten Publikum Informationen, die sich selten in einem Ausstellungskatalog finden. Er erklärt die zunehmende Bedeutung des Exlibris als Identität stiftendes Persönlichkeitszeichen des Auftraggebers, weist auf den konservativen Charakter des Mediums bzw. seiner Sammler hin, die, dem Traditionell-Figurativen verpflichtet, avantgardistische Strömungen wie Expressionismus oder Kubismus kaum rezipierten, und macht bewusst, dass Entwerfer von Plakaten und Exlibris vor ähnlichen gestalterischen Herausforderungen stehen. Denn sowohl Plakat als auch Exlibris sind Medien der öffentlichen bzw. (halb-)privaten Kommunikation, in denen Bild und Text „sich gegenseitig ergänzen und verstärken“ (S. 47). Augenmerk widmet Grönert auch der Ausdifferenzierung der verschiedenen formalen Spielarten des Exlibris als Gebrauchs- bzw. Luxusexlibris, Buchmarke und typografisches Exlibris. In allen genannten Abschnitten wird die Geschichte des Exlibris anhand von Blättern ausgewählter Künstler visualisiert und in ausführlichen Biographien die Bandbreite ihres Werkes bewusst gemacht. Bereits hier und im nachfolgenden Kapitel „Die Blütezeit des Exlibris“ zeigt sich die Problematik, wenn, ausgehend von einem kleinen Bestand und der Ergänzung durch Privatsammlungen (vor allem jener des Ehepaares Vater mit ihren spezifischen Schwerpunktsetzungen) ein Überblick über das Exlibris-Schaffen der Zeit suggeriert wird, den die präsentierten Objekte nicht leisten (können). So wird zwar mehrmals betont, dass die Exlibris-Begeisterung der Zeit in Deutschland und Österreich am größten war, doch fehlen insbesondere im Abschnitt zur Jugendstilgraphik Blätter österreichischer Künstler, die heute zu den Ikonen der Exlibris-Kunst gehören wie etwa Kolo Mosers Exlibris für Fritz Waerndorfer, Berthold Löfflers Bücherzeichen für Melitta Feldkircher und Sigmund Freud oder Gustav Klimts Exlibris für die Bibliothek der Wiener Secession. Als

Beispiel für eines der wenigen expressionistischen Blätter vermisst man Oskar Kokoschkas Blatt für Emma Bacher und im Bereich „Typographisches Exlibris“ Arbeiten von Rudolf von Larisch, der als Schrifttheoretiker und Lehrer eine ganze Generation österreichischer (Gebrauchs-)graphiker prägte und seine SchülerInnen zu exzellenten Schriftexlibris inspirierte. Unverständlich erscheint, dass die „Blütezeit des Exlibris“ zwar mit den Altösterreichern Emil Orlik, Franz von Bayros und Alfred Kubin – die Information, dass dessen Publikation „Die andere Seite“ der erste seiner „zahlreichen Romane“ gewesen sei, löst eine gewisse Betrübnis aus – verbunden wird, aber das von der deutschen Exlibris-Bewegung hochgeschätzte Werk des Kupferstechers und Radierers Alfred Coßmann und seiner Schüler keine Würdigung erfährt und lediglich einige Arbeiten unter den diversen „Exlibris-Themen“ abgebildet sind. Gerade die Exlibris Coßmanns, Hans Ranzonis oder Hubert Woyty-Wimmers hätten sich bestens geeignet, den formal konservativen Charakter des Mediums Exlibris zu demonstrieren, aber auch Gelegenheit geboten, auf den Kupferstich als ehemalige Königsdisziplin des Bücherzeichens hinzuweisen und zumindest blitzlichtartig die Geschichte des Exlibris unter dem Aspekt der eingesetzten druckgraphischen Verfahren zu beleuchten.

Gut plaziert, bildet „Die kleine Geschichte der Deutschen Exlibris-Gesellschaft“ von Henry Tauber eine Brücke zwischen den Blöcken Heraldik und Jugendstil. Denn die älteste Exlibris-Gesellschaft der Welt, der Ex-libris-Verein zu Berlin, wurde 1891 von einem der bedeutendsten Heraldiker Deutschlands, Friedrich Warnecke, mitgegründet und ab 1907 von Walter von Zur Westen von der Heraldik Richtung Buchkunst und angewandter Graphik geführt. Es war Zur Westen, der mit zahlreichen Aufsätzen über die verschiedenen Spielarten der „Gebrauchsgraphik“ – ein Begriff, der von ihm geprägt wurde –, den heraldischen Blick der Sammler erweiterte. In seine Ära fällt die programmatische Umbenennung des Vereinsorganes von „Zeitschrift für Bücherzeichen – Bibliothekenkunde und Gelehrtengeschichte“ in „Ex-libris, Buchkunst und angewandte Graphik“, und wer sich mit der Entwicklung des Bücherzeichens vom Eigentumsvermerk zur kleinformatigen Künstlergraphik befasst, ist gut beraten, die Vereinspublikation zu studieren.

Henry Tauber, der in zwei, insgesamt über 800 Seiten umfassenden Publikationen die wechselvolle Geschichte des deutschen Vereines im Kontext von Exlibrisbewegung und -kunst aufarbeitete (die hervorragenden Arbeiten erschienen als DEG-Jahrbücher 1995 und 1999), bettet in seinem Beitrag die Geschichte des Vereins in die allgemeine Geschichte des 20. Jh. ein und findet klare Worte in Bezug

auf die Willfährigkeit, mit der sich die Vereinsführung während der Zeit des Nationalsozialismus gleichschalten ließ und sich von den jüdischen Mitgliedern trennte. Indem Tauber eine 1991 von ihm initiierte und durchgeführte Studie zu Altersstruktur, Geschlecht, Beruf und Nationalität der Mitglieder der Deutschen Exlibris-Gesellschaft referiert, ermöglicht er den LeserInnen auch, die zeitgenössischen SammlerInnen zumindest grob soziologisch zu verorten.

Dass Elke Schutt-Kehms Aufsatz über „Die Kunst des Exlibris im Spiegel ihrer Künstlerinnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ nicht im Jugendstil-Block, sondern unter „Blütezeit des Exlibris“ plazierte wurde, irritiert. Nichtsdestotrotz ist man dankbar, dass die Kuratorin der Exlibris-Sammlung des Gutenberg-Museums – sie zählt international zu den herausragendsten ExpertInnen für die Exlibriskunst zwischen 1890 und 1938 –, mit einer knappen Präsentation des künstlerischen Werkes von österreichischen und deutschen Künstlerinnen wie etwa Emma Löwenstamm, Marianne Hirschmann-Steiner, Ella Iranyi, Käthe Olshausen-Schönberger, Gertrud Kleinhempfel, Dora Hintz, Käte Lassen oder Sella Hasse diesen Abschnitt einleitet und den von Alexander Grönert und Axel Vater eingerichteten, mit ausführlichen Künstlerbiographien angereicherten Catwalk korrigiert. Denn auf ihm defilieren, abgesehen von Mathilde Ade, deren Werk ebenfalls von Schutt-Kehm vorgestellt wird, ausschließlich Männer. Grönert und Vater befinden sich, wie Elke Schutt-Kehm in ihrem Beitrag erläutert, mit diesem auf männliche Kunstproduktion zentrierten Blick in guter Gesellschaft. Bereits Walter von Zur Westen listete in seinem 1901 publizierten Werk „Exlibris (Bucheignerzeichen)“ insgesamt „608 Künstler auf, wovon 29 Frauen sind“, auch in Helmut Francks Buch „Jugendstil-Exlibris“ (1984) finden sich unter 266 Jugendstil-Künstlern lediglich 23 Frauen (vgl. S. 73). Die Autorin verweist in geraffter Form auf die Argumentationsstrategien von Künstlern und Kunsthistorikern, die in trauter Eintracht Frauen bestenfalls Begabung im Bereich der angewandten Künste zugestanden und zwar die Kunstgewerbeschulen für Frauen öffneten, sie aber bis in die 1920er Jahre aus den Kunstakademien und Berufsvereinigungen aussperrten, um die Konkurrenz auf dem Kunstmarkt zu regulieren. Allein die wenigen Biographien, die Schutt-Kehm anreißt, lassen ahnen, wie viele Umwege die meisten, auf private Mal- und Zeichenschulen angewiesenen Frauen gehen mussten, um zumindest in den Bereichen Buchillustration/Buchschmuck und Gebrauchsgraphik ökonomisch Fuß zu fassen.

Dass das Exlibris unbeschreiblich weiblich ist, offenbart sich dem Betrachter des Kataloges auch im Kapitel „Exlibris-Themen“, in dem sich unzählige weibliche Akte

tummeln, das Bild fürsorglicher Mutterschaft beschworen wird oder das Weibliche als Sinnbild für dem Tod trotzende Jugend, alchemistische Erkenntnis oder esoterisch-okkulte Höhenflüge erhalten muss. Ausgehend von den präsentierten Exponaten, entwarfen Alexander Grönert und Axel Vater 16 Motivgruppen, die neben klassischen Themen des Exlibris – wie „Bibliothek, Lesen, Schreiben“ oder „Berufs-Exlibris“ – mit Gruppen wie „Industrie“ oder „Exlibris im Krieg“ ahnen lassen, dass mit dem Wandel des Bücherzeichens zur Künstlergraphik hier tatsächlich die Welt im Kleinformat verhandelt wird und das Medium Exlibris ein weites Feld für (mentalitäts-)historische Studien bietet. Angesichts problematischer Zuordnungen und der Qualität der jeweiligen Einleitungstexte hat man den Eindruck, dass den Autoren die Zeit davongelaufen ist. Zum Tragen kommt zudem: Häufig sieht man auf Exlibris nur, was man weiß, und Bildinhalte können nur entschlüsselt werden, wenn man sich mit der Biographie des Eigners eingehend beschäftigt hat. Bedauerlicherweise beherrscht die verbale und visuelle Präsentation der Motivgruppe „Erotik und Tod“ ein augenzwinkernder Zugang, von dem man sich wünscht, dass er endlich der Vergangenheit angehören möge. Es wäre notwendig gewesen zu vermitteln, dass das „Erotische Exlibris“ den weiblichen Körper mit einem ausschließlich männliche Phantasien bedienenden Blick inspiziert, ihn mit Körperfragmentierungen als Menu à la carte serviert, den Phallus als Zeichen aller Zeichen feiert und einem Gewalt ästhetisierenden ThanatEros huldigt.

So wünscht man sich, die Autoren hätten die ihnen verbleibende Zeit dazu verwendet, die reichhaltige historische und zeitgenössische Literatur zu Motiven im Exlibris zu studieren, anstatt das Alibi-Kapitel „Exlibris sammeln und erforschen“ anzuhängen, das lediglich Kurzbiographien einiger bedeutender deutscher Exlibris-Sammler und -Forscher bietet. Hier wäre der Ort gewesen, das mehrfach angesprochene Tauschsystem zu erläutern, mit dem die Exlibristen bis heute Sammlungen aufbauen, die vielfach mehr als 50.000 Blätter umfassen, und z. B. auf die kontroversen historischen Diskussionen über die Ordnungsprinzipien der angehäuften Objekte hinzuweisen. Dass die für das Sammeln und Erforschen so zentrale Rolle der Exlibris-Gesellschaften nicht gewürdigt wird, muss ebenfalls beklagt werden. Immerhin sind sie es, die seit mehr als 100 Jahren den Exlibris-Tausch organisieren und ExpertenInnen in ihren Publikationsmedien (Jahrbüchern, Mitteilungsblättern und Sonderpublikationen) die Möglichkeit bieten, Forschungsergebnisse vorzustellen. Als Desiderat muss darüber hinaus bezeichnet werden, dass der Ausstellungskatalog kein Wort über eine besondere Spielart der Gebrauchsgraphik

verliert, die eng mit dem Kreis der Exlibris-SammlerInnen der Jahrhundertwende und Zwischenkriegszeit verbunden ist: die sogenannte Gelegenheitsgraphik – Weihnachts- und Neujahrswünsche, Verlobungs- und Vermählungsanzeigen, Geburtsanzeigen, Übersiedelungsanzeigen, Abwesenheitsanzeigen etc. –, die im Zeitalter der Neuen Medien eine inzwischen kaum mehr praktizierte Form der privaten visuellen Kommunikation darstellt. Zu guter Letzt sei bedauernd festgehalten: Einige Sätze über die Entwicklung des Exlibris von 1945 bis zur Gegenwart hätten nicht geschadet, schließlich wird die Frage: „Quo vadis exlibris?“ unter zeitgenössischen Sammler- und KünstlerInnen genauso hitzig debattiert wie in den 1920er und 30er Jahren und hat die Deutsche Exlibris-Gesellschaft 2011 veranlasst, einen internationalen Wettbewerb zum buchgerechten Exlibris auszuloben (vgl.: *Das buchgerechte Exlibris. Katalog zum internationalen Wettbewerb 2011*. Hg. v. Birgit Göbel-Stiegler, Frankfurt a. M.: Deutsche Exlibris-Gesellschaft 2011). Als gut gemeinte Absicht, die LeserInnen des Kataloges abschließend über ausgewählte Exlibris-Sammlungen in Deutschland und Österreich informieren zu wollen (die Schweizer Sammlungen bleiben leider unerwähnt), kann Maria Tetzlaffs Beitrag „Perspektiven für die Erschließung von Exlibris-Sammlungen“ gewertet werden. Sinnvoll wäre gewesen, es bei einer Kurzinformation über größere Sammlungsbestände in deutschen und österreichischen Museen bzw. Bibliotheken zu belassen. Bibliothekarisch komplexe Problematiken wie die spezifischen Erschließungskriterien von graphischen Sondersammlungen und die mit einer Digitalisierung verbundenen diffizilen Urheberrechtsfragen können nicht in einem 3-seitigen Bericht behandelt werden. Und der konventionelle bzw. digitale Erschließungsstand der vorgestellten Sammlungen zum Zeitpunkt der Publikation hätte mit Verweis auf die Geschichte der Institutionen, ihre Sammelschwerpunkte und Organisationsstrukturen, etc. erfolgen müssen. Tetzlaff ignoriert mit einem ausschließlich auf digitale Verfügbarkeit gerichteten Blick die bereits geleistete konventionelle Aufarbeitung der Sammlungen. Dieser Tunnelblick führt dazu, dass die singuläre Großtat von Elke Schutt-Kehm – sie hat 48.239 Exlibris der Sammlung Willy Tropp katalogisiert und mit dem dreibändigen, gedruckten Exlibris-Katalog des Gutenberg-Museums das Referenzwerk für Exlibris des Zeitraumes vom Ende des 19. Jh. bis in die 1960er Jahre geschaffen – nicht einmal erwähnt wird. Auch über existierende Zettelkataloge zum Exlibris-Bestand in Bibliotheken findet sich kein Wort. Naturgemäß sind Tetzlaffs Ausführungen über den digitalen Erschließungsstand der vorgestellten Institutionen inzwischen hoffnungslos überholt. Die Sammlung des Freiherrn von

Berlepsch (2.383 Blätter) der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel wurde 2011 im Rahmen eines Projektes digitalisiert und erschlossen und kann über die Datenbank des „Virtuellen Kupferstichkabinetts“ des Herzog Anton Ulrich Museums Braunschweig und der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel abgerufen werden (<http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de>). Die Bayerische Staatsbibliothek digitalisiert laufend Teile ihres Altbestandes und präsentiert Exlibris bayerischer Klöster als Material für die Provenienzforschung (<http://www.digitale-sammlungen.de/>). Seit Mitte 2012 stellt die ÖNB mehr als 4.700 digitalisierte Exlibris und Gelegenheitsgraphiken (Sammlungen Ankwicz-Kleehoven und Bernd Freese, Neuerwerbungen ab 1996) in ihrer Suchmaschine „QuickSearch“ (<http://www.onb.ac.at/kataloge/index.htm>) zur Verfügung, und im Juni 2013 spielte die Staatsbibliothek Berlin 3.000 katalogisierte Exlibris (vor allem Blätter aus dem Nachlass Gerhard Tag, aber auch aus der Sammlung Axel Leier und dem Nachlass Robert Budzinski) in ihre Datenbank der Einblattmaterialien DEM (<http://dem.staatsbibliothek-berlin.de/>) ein. Auch das dänische „Frederikshavn Kunstmuseum & Exlibrissamling“ offeriert seit 2012 über 6.000 Exlibris seines rund 450.000 Blätter umfassenden Bestandes online (<http://art-exlibris.net/>).

Zusammenfassend muss festgehalten werden, dass der Ausstellungskatalog „Exlibris. Die Welt im Kleinformat“ kein grundlegendes Werk zur zweiten Blütezeit des Exlibris darstellt. ForscherInnen, die das Medium Exlibris in seinen vielfältigen Aspekten begreifen wollen, bleibt das Studium der umfangreichen historischen und zeitgenössischen Literatur nicht erspart. Nichtsdestotrotz greift die sorgsam gestaltete Publikation in teils prägnanter Form einige Gesichtspunkte des Exlibris auf und bietet Interessierten einen guten Einstieg in die Welt der kleinen Blätter.

Claudia Karolyi (Wien)

Ursula Schachl-Raber, Helga Embacher, Andreas Schmoller und Irmgard Lahner (Hrsg.): *Buchraub in Salzburg. Bibliotheks- und NS-Provenienzforschung an der Universitätsbibliothek Salzburg. Ein wichtiger Baustein in der NS-Provenienzforschung.* Salzburg: Müry Salzmann, 2012. 288 S. ISBN 978-3-99014-061-1; € 24,90.

Nach der 2005 erschienenen Publikation von Johannes Hofinger über die Bibliothek Max Reinhardts im Schloss Leopoldskron ist nun ein Buch zur Bibliotheksgeschichte in Salzburg erschienen, der eine große Lücke schließt. Der

Band „Buchraub in Salzburg“ dokumentiert die Arbeit an der Universitätsbibliothek (UB) Salzburg im Rahmen eines FWF-Projekts von Helga Embacher und Andreas Schmoller sowie des Provenienzforschungsteams unter der Leitung von Ursula Schachl-Raber (MitarbeiterInnen: Andreas Schmoller, Brigitte Wallinger-Schorn, Irmgard Lahner, Monika Eichinger, Ute Palmethofer, Susanna Liegler und Michaela Essler), das drei Jahre lang die Bestände der UB Salzburg geprüft hat. Das Buch ist dem entsprechend in zwei Teile gegliedert.

Teil 1 mit der Überschrift „Bibliotheksgeschichte(n)“ fügt sich in die Aufarbeitung der Bibliotheksgeschichtsschreibung der letzten Jahre und gibt einen umfassenden – und gerade auch für Insider sehr interessanten – Einblick in die Lage der Studienbibliothek Salzburg zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Jahr 1950. Ähnlich wie Josef Bick an der Nationalbibliothek Wien führte auch Ernst Frisch die Geschicke „seiner“ Bibliothek über Jahrzehnte. Allerdings überstand er alle „politischen Wirrnisse“ und war von 1919 bis 1946 Direktor der Studienbibliothek Salzburg. Als „Mann von Charakter“ konnte er selbst dem Direktor der Nationalbibliothek Wien und obersten Bibliothekar zwischen 1938 und 1945, Paul Heigl, Paroli bieten, wie Andreas Schmoller, mit fünf Beiträgen sozusagen der Hauptautor, konstatiert (59). Sein Schaffen in Salzburg bleibe bis heute mit dem Aufbau der Studienbibliothek, sowie der Entdeckung, Ordnung und Präsentation wertvoller Bibliotheksschätze Salzburgs verbunden (S. 34). Nichtsdestotrotz wurden die Benutzungs- und Ausleihbedingungen sowie die Erwerbung an der Studienbibliothek Salzburg im Jahr 1938 an die neuen Regeln angepasst. Und auch dem Bücherraub konnte sich die Bibliothek nicht ganz entziehen.

Aufgrund der speziellen Situation in Salzburg dreht sich der Bücherraub in Salzburg vor allem um katholische Institutionen und Vereine, allen voran der Katholische Universitätsverein, dem Helga Embacher einen Beitrag widmet (S. 70–83). Aber auch viele Bücher, die aus der „Ahnenerbe“-Bibliothek stammen, sind in der UB Salzburg gefunden worden. Insgesamt 1.679 Bücher konnten bislang als „Ahnenerbe“-Bücher identifiziert werden – viele dieser Bände waren nach 1945 restituiert worden und wurden später wieder von der Bibliothek angekauft.

Ein weiteres Kapitel der österreichischen Bibliotheksgeschichte, das gerade mit Salzburg eng verknüpft ist, ist die Bücherrückführung aus Offenbach kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Salzburger Bibliothekar Franz Konrad Weber, damals noch an der Österreichischen Nationalbibliothek tätig, hatte 1947 den Auftrag bekommen, in der Villa Castiglioni am Grundlsee in den Beständen für die „Führerbiblio-

thek“, aber auch im Münchner *Central Art Collecting Point* sowie im *Offenbach Archival Depot* (OAD) nach österreichischem Eigentum zu suchen. Mitte 1948, kurz nachdem er seinen Dienst in Salzburg angetreten hatte, veranlasste er die Sendung von 65 Kisten mit rund 7.300 Büchern aus dem OAD nach Österreich. Der Bestand „ohne Besitzvermerk“ blieb in Salzburg und im Rahmen des Provenienzforschungsprojektes tauchten 535 Bände in der Hauptbibliothek auf, von denen immerhin etwa ein Sechstel sehr wohl Hinweise auf Vorbesitzer aufweist. In diesem Zusammenhang sei auch der Umgang mit diesem Thema bis in die 1970er Jahre erwähnt. Denn ohne sein Wissen wurde beim 2. Bibliothekartag 1952 in Graz Webers Bericht über diese Tätigkeit aus dem Programm gestrichen und er konnte erst 27 (!) Jahre später einen Beitrag zu dem Thema in *Biblos* veröffentlichen.

Der zweite Teil des Bandes trägt den Titel „Provenienzforschung“ und dokumentiert die Ergebnisse der dreijährigen Projektarbeit. Da die UB Salzburg zum Zeitpunkt des Projektstarts bereits größtenteils die Retrokatalogisierung abgeschlossen hatte, konnte teilweise mithilfe des Online-Katalogs ein Bestand von insgesamt 240.000 Bänden herausgefiltert werden, die vor 1945 erschienen waren. In der Hauptbibliothek wurde bis 2012 rund die Hälfte der letztendlich 36.670 fraglichen Bücher bearbeitet und mit einer Provenienzbewertung versehen. Im Bereich der Fachbereichs- und Fakultätsbibliotheken konnten nur vereinzelt Fälle geprüft werden. Es fanden sich mehr als 1.500 Vorbesitzer. Im Buch wird auf die größeren bzw. bekannteren Fälle wie die Erzabtei St. Peter (S. 151–160), die Benediktinerabtei Michaelbeuern (S. 160–167) oder das Borromäum Salzburg (S. 138–145) eingegangen.

Aber auch der Bücherraub von Privatpersonen, zum Beispiel Max Reinhardt oder Elise und Helene Richter, wird konkret geschildert. Außerdem zeigte sich auch in Salzburg die enge Verbindung zwischen den österreichischen Bibliotheken. Im Band wird die problematische Schenkung von 1.360 Bänden der UB Wien an die UB Salzburg aus dem Bestand der „Sammlung Tanzenberg“ thematisiert. Bis Herbst 2012 restituierte die UB Salzburg insgesamt 55 Bände an die Klosterbibliothek der Abtei Michaelbeuern, der Erzabtei St. Peter sowie ans Konradinum Eugendorf.

Der Band schließt nicht nur die Lücke in der Bibliotheksgeschichte der UB Salzburg, sondern bietet einen sehr guten Einblick in die Arbeit des Provenienzforschungsprojektes. Es bleibt zu hoffen, dass diese fruchtbare Arbeit an der UB Salzburg weitergeführt werden kann!

Christina Köstner-Pemsel (Wien)

Niederländisches Jahrbuch für Buchgeschichte

Band 20/2013 des *Jaarboek voor Nederlandse boekgeschiedenis* ist eine außergewöhnliche Nummer: In englischer Sprache finden sich darin Überblicksartikel zur Buchgeschichte in Großbritannien, Australien und Neuseeland, China, Deutschland, Spanien, Belgien, Schweden, Japan, Norwegen, Südafrika, Dänemark Hispanoamerika und den Niederlanden. Der Österreich-Artikel wurde von unseren Vorstandsmitgliedern Peter R. Frank, Murray Hall und Johannes Frimmel verfasst. Redaktionsadresse: Erik Geleijns, Koninklijke Bibliotheek Postbus 90407, 2509 LK Den Haag, E-mail erik.geleijns@kb.nl

Jahrbuch Book History

Das Jahrbuch *Book History 2012* ist erschienen. Es enthält, unter anderem, einen Artikel über Ephemera (Kleinschriften wie Flugblätter, Traktate, Pamphlete u.a.) und deren Katalogisierung. Ungeliebt von Bibliothekaren, hat Benjamin Johnson deren Wert hervorgehoben. Weiters gibt es einen Artikel über die Insel Pines, einen fingierten Reisebericht, der schnell verbreitet und übersetzt wurde, dessen Spuren sich bei Grimelshausen und in Schnabels Insel Felsenburg finden lassen. Den Beschluss bildet ein Forschungsbericht *Book History in the African World*, die erste umfangreiche Übersicht überhaupt.

Wienbibliothek erwirbt Buchhandelskataloge

Die Wienbibliothek im Rathaus hat kürzlich eine Sammlung von mehr als 250 Buchhandelskatalogen aus der Zeit zwischen 1724 und 1839 aus der Privatsammlung unseres langjährigen Vorstandsmitglieds Prof. Dr. Otmar Seemann erworben. Laut einer Aussendung der Wienbibliothek bereichert das aus 48 Sammelbänden bestehende Konvolut die bereits bestehende Sammlung der Wienbibliothek an – vorwiegend Wiener – Buchkatalogen enorm und weist hinsichtlich Internationalität der vertretenen Firmen weit über die Grenzen Wiens und der Habsburgermonarchie

hinaus. Dort heißt es weiter: „Die überaus seltenen, ja oft unikalen Kataloge, mit denen die Buchhändler nicht nur das Büchersortiment, sondern auch die eigene Verlagsware bewarben, sind heute einzigartige Dokumente – nicht nur was den Handel mit Büchern zwischen dem süddeutschen Raum und der Habsburgermonarchie betrifft, sondern auch hinsichtlich Fragen der Lesekultur oder der Zensur im Zeitalter der Aufklärung.“ <http://www.wienbibliothek.at/bestaende-und-sammlungen/druck-schriftensammlung/neuerwerbungen/januar13.html>

Geschichte der Antiquariatsbuchhandlungen

Björn Biester gibt in *Aus dem Antiquariat* NF 11 (2013) Nr.1, S. 23–32 einen Literaturbericht 1997 bis 2012 über die Literatur zur Geschichte des Antiquariatsbuchhandels im 19. und 20. Jahrhundert, vornehmlich für Deutschland. Dabei weist er auf die verschiedenen Quellen hin, die der Forschung zur Verfügung stehen. Hingewiesen wird unter anderem auf die Arbeiten von Ernst Fischer und Gerhard Loh, wobei der Letztere vor allem die umfangreiche Sammlung von Antiquariatskatalogen in der Wiener Universitätsbibliothek benutzt hat.

Deutsch als Fremdsprache

An der Universität Bamberg wurde eine Arbeitsstelle „Geschichte des Deutschen als Fremdsprache“ eingerichtet, geleitet von Prof. Helmut Glück. Ergebnisse der Forschungen wurden u.a. in den Bänden für die Romania, Böhmen, Polen, Ungarn u.a. vorgelegt. Die ausführlichen Bibliographien der Bände verzeichnen Sprachlehrbücher, Grammatiken und andere Lehrbücher von der Frühen Neuzeit bis 1918, wobei auch andere Quellen herangezogen werden – ein reicher Fundus für die Buchwissenschaft.

Neues Institut für Buchwissenschaft

Zu den rund acht Instituten und Lehrstühlen für Buchwissenschaft in Deutschland soll nun an der Fachhochschule Dortmund, Abteilung Design, ein weiteres Institut für Buchwissenschaft gegründet werden.

Die digitale öffentliche Bibliothek Amerikas (DPLA) im Netz

Am 18. April 2013 wurden die ersten Werke aus großen amerikanischen Bibliotheken zum öffentlichen Gebrauch ins Netz gestellt. An der Harvard University wurde das Projekt in einer Konferenz beschlossen und nun nach einer dreijährigen Vorbereitungszeit gestartet. Das Vorhaben hat zum Ziel, Bücher, Archivgut, Museumsbestände allen Lesern, Lehrern, Studenten und Schülern in Städten und Gemeinden digital zugänglich zu machen, wo diese Werke mit ihren Texten nicht vorhanden sind. Eine spätere Zusammenarbeit mit dem (gescheiterten) Google-Projekt und dem europäischen Unternehmen ist vorgesehen. Robert Darnton hat darüber in der *New York Review of Books*, April 25 – May 8, 2013, Vol. LX, Nr. 7, S. 4, 6. ausführlich berichtet und dabei am Schluss „the common property of mankind“ von Jefferson zitiert.

Die Bibliothek Reichardsberg, später des österr. Ministers (1867–70) Potocki

Die Bibliothek, berühmt wegen ihren außerordentlichen Beständen in Wald-, Forst-, Jagdwirtschaft, um 1860 begründet, wurde um 1882 von Graf Potocki erworben. In: *Aus dem Antiquariat*, NF. 11 (2013), Nr. 3/4, S.113–121, berichten Chr. Gasser und H. Lindner über die Geschichte, die Bestände und das Schicksal der Bibliothek, deren Teile nach dem 2. Weltkrieg auf Auktionen versteigert oder über das Antiquariat verkauft wurden.

Abschlossene Hochschulschriften

BUDER-LIEBMANN-HOLZMANN, Anna Maria: Die sogenannte Trattnersche Sammlung. Vollständige Sammlung aller seit dem glorreichsten Regierungsantritt Joseph des Zweyten für die k. k. Erbländer ergangenen höchsten Verordnungen und Gesetze durch privat Fleiß gesammelt, und in chronologische Ordnung gebracht. Master-Arbeit Univ. Wien 2011.

FECHTER, Beate: Josef Bick. Versuch einer Monographie. Diplomarbeit Univ. Wien 2013. (Inst.f.Germanistik, wiss. Betreuer Hall)

FLEISCHHACKER, Michaela Anna: Der japanische Buchmarkt. Diplomarbeit Univ. Wien 2013. (Inst.f.Germanistik, wiss. Betreuer Hall)

HÖFLER, Gabriele Eva Maria: Nachdruck im 16. und 18. Jahrhundert. Zur Vorgeschichte der Debatte um die digitale Raubkopie. Diplomarbeit Univ. Wien 2011. (Inst.f.Germanistik, wiss. Betreuer Stocker)

JANK, Sonja: Elektronisches Publizieren. Aktuelle Anforderungen an Geschäftsmodelle von Verlagen und Buchhandel. Eine exemplarische Untersuchung der Buchverlagslandschaft hinsichtlich ihrer Entwicklungstendenzen und -möglichkeiten; Schwerpunkt Österreich. Diplomarbeit Univ. Klagenfurt 2012. (wiss. Betreuerin: Kraus, Inst.f. Medien- und Kommunikationswissenschaft)

MARANITSCH, Marion: Der Verlagslektor im deutsch- und englischsprachigen Raum. Diplomarbeit Univ. Wien 2012. (wiss. Betreuer: Grabovszki, Inst. f. Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft)

MAYR, Sandra: Die Profilierung der Tyrolia Verlagsanstalt als theologischer und regionaler Fachverlag in der Zwischenkriegszeit (1918–1938). Diplomarbeit Univ. Wien 2013. (Inst.f.Germanistik, wiss. Betreuer Hall)

SIKORA, Doris: Bibliothekslandschaft in Oberösterreich nach dem 2. Weltkrieg. Diplomarbeit Univ. Wien 2013. (Inst.f.Germanistik, wiss. Betreuer Hall)

TRETTAHN, Susanne: Die Buchmärkte Großbritanniens, Deutschlands, Österreichs und der Schweiz unter besonderer Berücksichtigung der Buchpreisbindung. Diplomarbeit Univ. Wien 2011. (wiss. Betreuer: Grabovszki, Inst. f. Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft)

WAGNER, Antonia Maria: Der Literarische Reiseführer. Textsorte und Verlagsobjekt. Master-Arbeit Univ. Wien 2012. (wiss. Betreuer: Hölter, Inst. f. Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft)

WALTON, Emily: Eine Bestandsaufnahme der österreichischen Kleinverlage seit 1995. Erfolgsbeispiele, Sterbefälle, Eintagsfliegen. Masterarbeit Univ. Wien 2013. (Inst.f.Germanistik, wiss. Betreuer Hall).

Themen in Arbeit

BOZKURT, Hanife: Kinder- und Jugendliteraturverlage in Österreich 1945–1955. (Masterarbeit) (Inst.f.Germanistik, wiss. Betreuer Hall).

HASLHOFER, Johannes: Zur Situation kleiner Buchhandlungen in Wien. (Masterarbeit) (Inst.f. Germanistik, wiss. Betreuer Hall).

JELINEK, Lukas: Der Verlag der Gebrüder Rubinstein in Wien und die Kolportageliteratur. (Masterarbeit) (Inst.f.Germanistik, wiss. Betreuer Hall).

SCHINWALD, Andrea: Der österreichische Buchmarkt von heute. Der Weg des Buches vom Autor bis zum Käufer. (Masterarbeit) (Inst.f. Germanistik, wiss. Betreuer Hall).

Beiträger und Beiträgerinnen dieses Hefes

Dr. Domagoj Akrap: Domagoj.Akrap@jmw.at

Mag. Barbara Denscher: barbara.denscher@aon.at

Mag. Sabine Frank-Moser: Sabine.Frank@jmw.at

Dr. Murray G. Hall: office@murrayhall.com

Mag. Eva Hüttl-Hubert: eva-maria.huettl-hubert@onb.ac.at

Dr. Claudia Karolyi: claudia.karolyi@onb.ac.at

Mag. Dr. Christina Köstner-Pemsel: christina.koestner@univie.ac.at

Mag. Norbert Loidol: norbert.loidol@aon.at

Dr. Helga Penz: Helga.Penz@ordensgemeinschaften.at

Prof. Dr. Ivan Parvev: ivanparvev@yahoo.com

Mag. Dr. Veronika Pfolz: veronika.pfolz@netway.at

Mag. Emily Walton: emily.walton@gmx.at

BEITRITTSERKLÄRUNG

Ich möchte der *Gesellschaft für Buchforschung
in Österreich* beitreten

Name: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____ Fax: _____ E-Mail: _____

Jahresmitgliedsbeitrag für 2013: Ordentliche Mitglieder: € 25; Studenten: € 15;

Bibliotheken und Universitätsinstitute € 36; Sponsoren ab € 72.

Bankkonto: Bank Austria – Creditanstalt Kto. 601 779 408; BLZ 12000.

IBAN = AT72 1200 0006 0177 9408

BIC = BKAUATWW

